

D. T. **MAX**

JEDE **LIEBES**
GESCHICHTE
IST EINE **GEISTER**
GESCHICHTE

DAVID
FOSTER
WALLACE
EIN LEBEN

Aus dem Englischen
von Eva Kemper

Kiepenheuer
& Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC®-N001512

1. Auflage 2014

Titel der Originalausgabe: *Every Love Story Is A Ghost Story:*

A Life of David Foster Wallace

Copyright © D. T. Max, 2012

Aus dem Englischen von Eva Kemper

All rights reserved

© 2014, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche

Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Stephanie und Tom Ising für Herburg Weiland

Umschlagmotiv: © Gary Hannabarger/Corbis

Autorenfoto: © Flash Rosenberg

Satz: Felder KölnBerlin

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04671-7

Kapitel 1

»Nennen Sie mich Dave«

Jede Geschichte hat einen Anfang, und so fing die Geschichte von David Wallace an: Er wurde am 21. Februar 1962 in Ithaca, New York geboren. Sein Vater James war Doktorand der Philosophie in Cornell und kam aus gehobenen Verhältnissen. Davids Mutter Sally Foster stammte aus einer ländlicheren Gegend, ihre Familie verteilte sich auf Maine und New Brunswick, ihr Vater war Kartoffelbauer. Vom Großvater, Pastor einer Baptistengemeinde, hatte sie mit der Bibel lesen gelernt. Nachdem sie mit einem Stipendium ein Internat besucht hatte, ging sie ans Mount Holyoke College, um Englisch zu studieren. Sie wurde Vorsitzende der Studentenvertretung und erreichte als erstes Mitglied ihrer Familie einen Bachelor.

Als Jim und Sally zwei Jahre nach David ihre Tochter Amy bekamen, wohnte die Familie bereits in Champaign-Urbana, Zwillingstädten mitten in Illinois und Heimat der wichtigsten öffentlichen Hochschule des Staats. Die Familie war nicht gerne aus Cornell weggezogen – Sally und Jim mochten das hügelige Umland dort sehr –, aber die Philosophische Fakultät der Universität hatte Wallace eine Stelle angeboten, die er nicht ablehnen konnte. Bei der Ankunft war das Paar verblüfft, wie trostlos ihre neue Stadt wirkte, wie flach und schmucklos. Dafür wurde Jim bald eine unbefristete Professur in Aussicht gestellt, Sally schrieb sich wieder ein, um ihren Master in englischer Literatur zu machen, und 1969 kauften sie schließlich ein zweistöckiges gelbes Häuschen in einer kurzen Straße nahe der Universität. Nur wenige

Straßen trennten sie von Feldern voller Mais und Sojabohnen, von Ackerland, so weit das Auge reichte, und einem endlosen Horizont.

Hier wuchsen Wallace und seine Schwester wie die anderen Kinder der Gegend in einem Zuhause auf, in dem viel Wert aufs Lernen gelegt wurde. Daneben herrschten die typischen Werte des Mittleren Westens wie Normalität, Güte und Gemeinschaftssinn. Angeberei wurde nicht gerne gesehen, dagegen war Freundlichkeit wichtig. Die Familie Wallace lebte in einem bescheiden großen Haus mit Blick auf andere bescheiden große Häuser. Die Nachbarn waren nie weit weg, und wie sich ein Freund erinnert, waren die Kinder des Viertels meist in Cliques auf ihren Fahrrädern unterwegs. Und man konnte fast meinen, in dieser Zeit hieße jeder zweite Junge David.

Nach dem Unterricht in der Yankee Ridge Elementary School wurden Hausaufgaben gemacht. Um Viertel vor sechs aß die Familie zu Abend. Danach las Jim Wallace den Kindern Geschichten vor. Jeden Abend war für Amy und David je eine Viertelstunde reserviert, in der sie in ihren Betten mit Sally über alles reden konnten, was sie beschäftigte. Um halb neun, mit den Jahren dann später, wurde das Licht ausgeschaltet. Wenn die Kinder schliefen, unterhielten sich die Eltern, erzählten sich ihre Neuigkeiten und sahen um zehn Uhr die Abendnachrichten, bevor Jim um Punkt halb elf das Licht ausknipste. Jede Woche brachte er aus der Bibliothek einen Stapel Bücher mit. Sally suchte sich am liebsten Romane aus, von John Irving bis hin zu typischer Collegelektüre, die sie noch einmal las. In Davids Augen lief der Haushalt wie eine perfekte, gut geölte Maschine; er erzählte später in Interviews, er könne sich daran erinnern, wie seine Eltern Händchen haltend im Bett lagen und sich gegenseitig aus *Ulysses* vorlasen.

Davids ganze Welt drehte sich um seine Mutter. Sie verwöhnte ihn mit seinen Lieblingsgerichten Roastbeef und Makkaroni mit Käse, backte für seinen Geburtstag Schokoladenkuchen und kutscherte die Kinder in ihrem VW-Käfer, der nach einem Un-

fall durch einen AMC Gremlin ersetzt wurde, durch die Gegend. Sie kochte an Davids Geburtstag Bœuf Bourguignon und nähte Schildchen in seine Kleidung (die Wallace zum Teil noch im College trug).

Niemand hörte David so zu wie seine Mutter. Sie war klug und witzig, er konnte ihr alles anvertrauen und übernahm von ihr die Liebe zur Sprache. Selbst, als er später mit den Nachwirkungen seiner Kindheit zu kämpfen hatte, sprach er immer voller Zuneigung von der Leidenschaft für Wörter und Grammatik, die seine Mutter ihm mitgegeben hatte. Wenn es für etwas kein Wort gab, erfand Sally Wallace es: »Griebel« waren kleine Fusselsen, vor allem die, die man an den Füßen ins Bett schleppte, »*twanger*« waren Dinge, deren Namen man nicht kannte oder die einem gerade nicht einfielen. Wenn sie starke Abneigung oder Angst vor etwas beschreiben wollte, fand sie es »zum Jaulen«, und um es zu steigern, bekam sie das »zuständige Jaulen«. Solche Wörter und Wendungen fanden wie vieles aus Wallaces Kindheit den Weg in seine Texte.

Auf Außenstehende konnte Sallys Begeisterung für den korrekten Sprachgebrauch extrem wirken. Wenn jemandem am Esstisch ein Grammatikfehler unterlief, hustete sie so lange in ihre Serviette, bis der Sprecher seinen Fehler bemerkte. Sie beschwerte sich jedes Mal, wenn sie in einem Supermarkt ein Schild mit der Aufschrift KEINE SCHECK'S entdeckte. (Wallace schrieb diesen Feldzug im *Unendlichen Spaß* der lüsternen Mutter Avril Incandenza zu, der Mitbegründerin der »Militanten Grammatiker von Massachusetts«.) Sally betrachtete Grammatik nicht nur als Werkzeug, sie war die Eintrittskarte in den Club der Gebildeten. Die Vorstellung, bei jeder Äußerung stünde so viel auf dem Spiel, faszinierte David und machte es noch aufregender, eine begabte Mutter zu haben. Dazu trug auch ihre Feinfühligkeit bei – Sally konnte Geschrei nicht ausstehen. Wenn sie sich über etwas geärgert hatte, schrieb sie einen Zettel. Und wenn David oder Amy etwas entgegnen wollten, schoben sie die Antwort auf einem Briefchen unter ihrer Tür durch. Wallace entwickelte

schon als kleiner Junge feine Antennen für heikle Gemütslagen. In dem kurzen Gedicht, das er mit fünf Jahren schrieb, klingen die Seufzer seiner Mutter durch:

*Immer fleißig ist meine Mutter,
Und für Brot braucht sie Butter.
Sie macht das Bett. Und backt das Brot.
Und ist das geschafft,
Ist sie halb tot.*

Ebenso hing der Junge an seinem Vater, einem liebevollen, wenn auch etwas zerstreuten Menschen, einem beständigen, freundlichen Mann, der ihm jeden Abend am Esstisch vorlas. »Mein Vater hat eine wunderbare Lesestimme«, erzählte Wallace mit Mitte dreißig in einem Interview,

und ich weiß noch, als ich fünf war und Amy drei, hat er uns *Moby Dick* vorgelesen – und zwar ungekürzt. Bevor – ich glaube, etwa nach der Hälfte nahm Mom ihn beiseite und erklärte ihm, dass, ähm, sich kleine Kinder nicht gerade rasend für, Sie wissen schon, für Cetologie interessieren. Ähm, also haben sie – aber ich glaube, am Ende musste Amy nicht weiter zuhören. Und bei mir war es nur nach dem Motto: »Dad, ich habe dich lieb. Ich bleibe hier sitzen und höre dir zu.«

Die Erinnerung war überzeichnet – Wallaces Vater sagt, ihm sei schon klar gewesen, dass man kleinen Kindern nicht *Moby Dick* vorlas, schon gar nicht die langweiligeren Stellen –, aber sie veranschaulicht, wie David die Beziehungen innerhalb der Familie wahrnahm: der freundliche Vater, nicht ganz von dieser Welt, die fügsame kleine Schwester und im Mittelpunkt David, der von seiner Mutter behütet wurde und gleichzeitig versuchte, sich von ihr freizukämpfen.

Wallace hatte eine glückliche, normale Kindheit, das betonte er später mehrfach. Er war ein dünner Junge mit Zahnlücken,

schlaffen Haaren und Pony. Er mochte die Chicago Bears, war von ihrem Star-Linebacker Dick Butkus begeistert (er würde »einen großartigen Sergeant im Vietnamkrieg« abgeben, schrieb er in einem Schulaufsatz) und wollte selbst Footballspieler werden. Oder Gehirnchirurg, um seiner Mutter mit ihren Nerven zu helfen. Er fand sich selbst normal – und war es auch. Gleichzeitig merkte man ihm an, dass er aus einer begabten Familie stammte, die, ähnlich wie Salingers Familie Glass, ihre Gedankenwelt mit großer Freude auf die echte übertrug. »Zuhören«, befahl ihm seine Mutter einmal, als er drei Jahre alt war. »Ich bin doch zu hören«, antwortete David. Als er acht oder neun war, machte die Familie bei einer Autofahrt aus, in ihrem Gespräch die Silbe »pi« jedes Mal durch »3,14159« zu ersetzen. Wallace konnte mit Sprache spielen, aber sie war nicht das Wichtigste für ihn; er fand, Logik und Rätsel würden ihm wenigstens genauso liegen. Ein Freund aus Kindertagen besuchte als Erwachsener eine Signierstunde von Wallace und war verblüfft, als sein Freund immer noch die fünfundzwanzigstellige Zahl herunterrasseln konnte, die sie als Kinder zusammen auswendig gelernt hatten.

In einer autobiografischen Skizze etwa aus dem vierten Schuljahr schrieb er:

Dunkle, mittellange Haare dunkelbraune Augen [...] Mag Tauchen, Football, Fernsehen, Lesen. Größe 140 cm Gewicht 31½ Kilo.

Unter solchen knappen Entwürfen probierte Wallace gern Unterschriften aus: Dave W. David W. »Hi«, stellte er sich mit neun in einem Brief an einen Lehrer vor. »Ich heiße David W. Aber nennen Sie mich einfach Dave.« »David Foster Wallace« setzte er über ein Gedicht über Wikinger, als er sechs oder sieben war (»Würdest du heute einen Wikinger sehen / wäre es besser, ihm aus dem Weg zu gehen«), um zu sehen, ob der Mädchenname seiner Mutter in seinen Namen passte.

Auch die Texte, die Wallace als Kind schrieb, waren größtenteils durchschnittlich, aber wenn sich die Gelegenheit bot, kam sein Humor zum Vorschein. Er hatte eine Vorliebe für Parodien. »Fruchtkringel«, fabulierte er in einer Schreibübung in der Grundschule, »sind köstliche bunte Engel der Barmherzigkeit für Magen und Geldbeutel«, und Rülpsi-Limo pries er an mit: »Schmeckt so nass – wenn du keinen Durst hast, schalte lieber weg.« Wie von selbst kam er auf Wortspiele und Satire, auf die Kehrseite der Dinge.

Im Hause Wallace war es immer möglich, Einspruch zu erheben. Seit David zehn war, hatte er seinen Eltern auf Zetteln genau erklärt, was er ungerecht fand, und so nahm er natürlich an, die restliche Welt würde genauso großen Wert auf seine Meinung legen. Wie vorauszusehen war, stieß diese Einstellung bei vielen Erwachsenen nur auf mäßige Gegenliebe. Davids lautes »Warum?« und »Das ist doch Unsinn!« waren vertraute Töne an der Yankee Ridge Elementary School, die er von 1969 bis 1974 besuchte, und obwohl die Lehrer erkannten, wie klug er war, hielten ihn viele für schwierig. In den Sommerferien nahmen er und Amy oft an einer Tagesfreizeit im Crystal Lake Day Camp teil, und als er die Betreuer mit ihren Regeln irgendwann leid war, lief er schnurstracks zu Fuß den mehrere Kilometer langen Weg nach Hause. (Seine Mutter fuhr darauf wütend zum Camp und verlangte, ihren Sohn zu sehen. Als die Betreuer ihn nicht vorzeigen konnten, sagte sie: »Weil er zu Hause ist!«)

Als David zehn Jahre alt war, trat seine Mutter eine Vollzeitstelle als Englischlehrerin am Parkland Community College an. Manchmal war sein Vater zu Hause und arbeitete an einem Buch, an anderen Tagen lag der Haustürschlüssel unter der Fußmatte. Seine Zeit verbrachte Wallace mit Lesen. Er verschlang die *Hardy Boys* und den *Zauberer von Oz* und *Old Mother West Wind* von Thornton Burgess. Er mochte Abenteuer und Fantasy und genoss wie die meisten Jungen die spannungsvolle Reise von der Bedrohung zum Triumph. Er befasste sich mit Büchern über Haie und lernte auswendig, wann und wo es Angriffe gegeben

hatte. Immer wieder las er *Bertie comes through*, ein Buch über einen linkischen Teenager mit Durchhaltevermögen (»Ich gebe mir wenigstens Mühe«, sagte sich Bertie«). In der sechsten Klasse, er war zwölf Jahre alt, verhalf er seiner Grundschule zur Teilnahme an der Endrunde der »Bücherschlacht« – eines »interschulischen, buchstabierwettbewerbsähnlichen Lese- und Gedächtnisturniers«, wie er es im *Unendlichen Spaß* umsetzte. Die Lokalzeitung brachte ein Foto von Dave, auf dem er sich mit erhobener Hand auf eine Frage stürzte. Noch im gleichen Jahr wurde sein Name ein zweites Mal gedruckt, als er mit einem Gedicht über den Boneyard Creek, einen alten Abwassergraben hinter der Stadtbücherei, einen geteilten ersten Platz erreichte:

*Wusstet ihr, dass sich da Ratten vermehren?
Dass sie am liebsten in diesem Abfall verkehren?*

Dafür gewann Wallace 50 Dollar. Er las den wuchtigen Science-Fantasy-Roman *Der Wüstenplanet*, die Komödien von P. G. Wodehouse und ging oft ins Kino, wo er natürlich auch *Der weiße Hai* sah, der ihm endgültig Angst vor Haien bescherte. Als er älter war, sah er sich immer wieder *Willkommen Mr Chance* mit Peter Sellers an und war fasziniert von Sellers' Figur, die ihr ganzes Wissen aus dem Fernsehen bezog. Einmal im Monat setzte Sally die Kinder samstagsnachmittags vor einem Kino in der Innenstadt von Urbana oder Champaign ab, damit sie sich ansehen konnten, was sie wollten. Hatte der Film keine Jugendfreigabe, schrieb Sally den Kindern eine Erlaubnis, damit sie ihn trotzdem sehen konnten.

Und schließlich gab es noch das Fernsehen. Zusammen sah sich die Familie Wallace *Mary Tyler Moore*, *All in the Family* und *M*A*S*H* an. Weil Jim und Sally Wert auf Verantwortung und Selbstständigkeit legten, bekam David mit zwölf einen eigenen Schwarz-Weiß-Fernseher. In Champaign-Urbana konnte man nur vier Sender empfangen – die drei landesweiten und einen nichtkommerziellen –, trotzdem hockte David Stunde um Stun-

de auf dem kratzigen grünen Sofa in seinem Zimmer und sah fern: Wiederholungen von *Ein Käfig voller Helden*, *Star Trek*, *Night Gallery* und *Der Nachtjäger*. Er mochte auch die Zeichentrickserien am Samstagmorgen und die Monsterfilme am Abend, die er so gruselig fand, dass er sich mit seinem kleinen Fernseher in den Wandschrank verzog. Sogar Seifenopern sah er sich an – am liebsten *Springfield Story* – und Gameshows wie *Der Preis ist heiß*. Er sah so intensiv und ausufernd fern, dass sich seine Eltern schon Sorgen machten, und er selbst räumte später ein, dass das Fernsehen einen großen Einfluss auf seine Kindheit hatte und eine entscheidende Größe war in »der schizogenen Erfahrung des Heranwachsens«, wie er es mit Anfang dreißig in einem Interview formulierte; »ich war einerseits ein echter Bücherwurm und habe ständig gelesen, andererseits habe ich absurd viel ferngesehen«. Er fügte hinzu: »Durch das Lesen habe ich vielleicht nicht so viel ferngesehen wie meine Freunde, aber meine tägliche Riesendosis habe ich trotzdem bekommen, das können Sie mir glauben.«¹

Aggressionen waren im Hause Wallace nicht gern gesehen – gewalttätige Sendungen waren das Einzige, was die Eltern verboten –, trotzdem konnte David böse werden. Den Großteil seines Ärgers bekam seine Schwester ab. Als sie drei Jahre alt war, schlug er ihr bei einem Unfall beim Tauziehen, wie es in der Familie nur hieß, die Schneidezähne aus. In der neunten Klasse wurde er wegen eines nichtigen Streits so wütend auf sie, dass er sie im heimischen Garten zu Boden stieß und durch die Hinterlassenschaften ihres Hundes zog. Ihr Schweigen erkaufte Wallace sich mit seinem geliebten Motobécane, einem Fahrrad, für das er monatelang sein Taschengeld gespart und Rasen gemäht hatte.² Er tischte seinen Eltern eine ausgeklügelte Ausrede auf, die sie nicht glaubten. Noch als Teenager zog er Amy gnadenlos auf, er sagte ihr, sie sei hässlich oder fett, und wich mit übertriebener Geste zurück, wenn sie den Flur entlangkam, oder schnitt Grimassen, wenn sie sich beim Essen einen Nachschlag nahm.

Diese Gemeinheiten heben sich von Wallaces restlichem Leben

ab. Seinen Mitschülern ist er als fröhlich, beliebt und witzig in Erinnerung geblieben, schulisch gesehen im oberen Mittelfeld. Er selbst fühlte sich unbedeutend, unansehnlich und als Außen-seiter. Manche Dinge, von denen er sich wünschte, sie seien wahr, waren es nicht. So behauptete er Jahre später, er sei extrem athletisch gewesen – eine »echte Sportskanone«, wie er sagte –, doch das stimmte nicht. Bei den spontanen Footballspielen nach dem Unterricht mischte er nie mit, und jeder wusste, wie schlecht er Basketball spielte. Auf dem Platz brachte er keine Anmut auf und arbeitete mit Hakenwürfen, um Körperkontakt zu vermeiden. Abends lag er zu Hause im Bett und überlegte, was an seinem Körper alles nicht stimmte. Wie er sich später in einer Notiz erinnerte:

Füße zu dünn und schmal und Zehen seltsam geformt, Knöchel zu dünn, Waden nicht muskulös genug; Oberschenkel quatschen beim Hinsetzen ekelhaft auseinander; Pimmel zu klein oder wenn nicht von der Länge her, dann vom Umfang.

Das sei seine Version vom Schäfchenzählen, sagte er. Er schwitzte viel, was ihm peinlich war. Aber Wallace hatte immer einen starken Willen – »ich gebe mir wenigstens Mühe« –, und so schaffte er es im vierten Schuljahr in eine Little-League-Baseballmannschaft, das Team von Meadow Gold Dairy, das einen durchweg miserablen Eindruck hinterlassen hat. Mit elf oder zwölf schnupperte er sogar in die angesehenste Sportart der Gegend und spielte Flag Football. Sport galt als wichtige Währung, auch an der recht behüteten Brookens Junior High School, an der Wallace nach dem Besuch der Yankee Ridge das siebte Schuljahr verbrachte. Persönlich entwickelte sich Wallace zum Spaßmacher, er konnte andere gut nachahmen und teilte mit seinem bis-sigen Humor gelegentlich ordentlich aus, bevor er sich in die Gruppe zurückzog. Einen Klassenkameraden, der Zeitungen austrug, bewarf er mit Schneebällen und lief weg, als der Junge sich wehren wollte, nur um danach zurückzukommen und ihn

wieder zu bewerfen. Er machte sich darüber lustig, dass der Vater des Jungen Blumen mochte. Meist konnte er die Machtverhältnisse gut einschätzen, aber einmal stichelte er gegen ein paar größere Jungs, die ihn dafür im Umkleideraum mit der Unterhose an einen Jackenhaken hängten. Nachdem Wallace es heruntergeschafft hatte, kratzte er seinen Rest Stolz zusammen und zog ab. Dieses Bild war nicht leicht zu vergessen, weder von seinen Freunden noch von Wallace selbst. (In dem Roman *Der bleiche König*, den Wallace mehr als zwanzig Jahre später schrieb, erleidet der schleimige Leonard Stecyk einen ähnlichen Hosenzieher.)

Ein weiteres Thema taucht in Wallaces Kindheit immer wieder auf. Er glaubte später, dass die psychischen Störungen, die sein Leben in weiten Teilen bestimmen sollten, zu dieser Zeit begannen. »Sommer '71 oder '72« – Wallace war neun oder zehn Jahre alt – »Erstes Auftreten von ›depressiven Verstimmungen und pathologischer Angst«, hielt er gegen Ende seines Lebens in einer Zusammenfassung seiner Krankengeschichte fest. Er entwickelte eine übersteigerte Angst vor Mücken, besonders vor ihrem Summen. Seine Eltern wie auch seine Schwester sagen, zu dieser Zeit hätten sie noch keine Probleme bemerkt. »Es ist weit leichter, einen Fehler zu beheben, den man sehen kann«, erklärt eine Figur im *Unendlichen Spaß*. Doch in dieser Familie, die sich für ihre Offenheit rühmte, fühlte Wallace sich nicht sicher genug, um sich zu offenbaren. Damals wie auch später in seinem Leben hatte er Angst, man würde ihn nicht mehr mögen, wenn man ihn zu gut kannte. Oder ihn doch so wenig mögen, wie er sich selbst mochte. Er fühlte sich als Betrüger, als Opfer des »Blendersyndroms«, wie er später schrieb. Er glaubte, dass seine Eltern Großes von ihm erwarteten, und hatte Angst, er könne diese Erwartungen nicht erfüllen. Das einzige Familienmitglied, bei dem er sich wirklich wohlfühlte, war Roger, der Hund der Familie. Roger lebte das ganze Jahr über in einer Hundehütte hinter dem Haus, weil David allergisch war, und der Junge ging regel-

mäßig hinaus, um dem Hund Gesellschaft zu leisten und die Eisschicht auf seinem Wassernapf zu durchstoßen. Wie sich seine Schwester erinnerte, empfand er »unglaubliches Mitgefühl« mit dem Beagle-Pointer-Terrier-Mischling.

Zu Beginn seiner Teenagerzeit machte Wallace zwei wichtige Entdeckungen: Tennis und Marihuana. Diese beiden Stützen halfen ihm durch die Highschool. Weil an der Brookens kein Tennis angeboten wurde, nahm Wallace im Park Unterricht. In seinem Freundeskreis war er der Erste, der Tennis spielte. Er fand sofort Gefallen an dieser Sportart und merkte, dass er den anderen Spielern gegenüber im Vorteil war, wenn er die Winkel berechnete und sich auf die Windgeschwindigkeit einstellte. Dadurch schlug er sich in dem Spiel hervorragend, obwohl er für sein Alter nicht kräftig war. Angesagt war die Sportart nicht gerade, im Mittleren Westen kannten die meisten Leute sie nur aus dem Fernsehen. »Es war genauso seltsam, als wäre er gut in Jai Alai gewesen«, erinnert sich ein Freund. »Außer ihm spielte niemand Tennis.« Aber Wallace liebte das Spiel und war mit Feuereifer dabei – die 50 Dollar für seinen Aufsatz über den Boneyard Creek steckte er in einen Aufenthalt in John Newcombes Tenniscamp in Texas. An der Urbana High School gab es eine Mannschaft, der Wallace in der neunten Klasse beitrug. Sie gehörte zu den besten Teams öffentlicher Schulen in der Region. Mit ihren T-Shirts mit abgeschnittenen Ärmeln, den Stirnbändern und bunten Schnürsenkeln legten sich die Spieler ein Image als Außenseiter zu, immerhin hatten Tennisspieler damals noch Weiß zu tragen – sie waren die harten Sportler von einer großen öffentlichen Highschool, auch wenn sie an der Schule selbst als tennisspielende Weicheier galten. Wallace war vor der Highschoolzeit der beste Spieler in seinem Freundeskreis gewesen und blieb auch dort unter den Besten.

Aber man kann der Biologie nicht ewig davonlaufen. Wallace kam spät in die Pubertät, und die anderen überholten ihn im

Wachstum nach und nach. Sein Höhepunkt als Spieler lag zu Anfang der Highschoolzeit. Seine Gewohnheit, jeden Schlag zu durchdenken, hatte einen Nachteil: Seine Teamkameraden spielten eher instinktiv und waren dadurch schneller. Auch wenn er in seinem Umfeld nicht mehr der beste Spieler war, war Wallace immer noch sehr gut – als er mehr als zehn Jahre später im *Harper's Magazine* stolz behauptete, er sei »fast großartig« gewesen, übertrieb er nur leicht. Nach seinem letzten Highschooljahr belegte er noch immer Platz elf der Middle Illinois Tennis Association, auch wenn seine guten Freunde John Flygare und Martin Maehr, die weniger lange Tennis spielten, die Plätze fünf und sieben belegten. Ihm war klar, worauf es hinauslief. Flygare erinnert sich, wie sie im Sommer 1980 bei den Central Illinois Open das Finale der Unter-Achtzehnjährigen im Doppel gewannen und Wallace anschließend sagte, das sei das letzte Turnier gewesen, das er je gewinnen würde. Und er sollte recht behalten.

Ab dem Sommer 1976, Wallace war vierzehn, gaben die drei Freunde Tennisunterricht in denselben öffentlichen Parks in Urbana, in denen sie selbst spielen gelernt hatten. Als Tennislehrer lebte Wallace seine Freude an Wörtern aus. Als ihm auffiel, dass »overheads« – Überkopfschläge – in Handbüchern meist als OH abgekürzt wurden, hießen sie bei ihm nur noch »Hydroxide«. Seine Mannschaften benannte er nach Passagen aus *Ulysses*, es gab die Irrfelsen und die Rinder des Sonnengottes. In einem anderen Jahr musste sich jeder Spieler, der eine der Übungen vermasselte, einen Teil von Wallaces (erfundener) Lebensgeschichte anhören.

Die Tennismannschaft deckte auch Wallaces soziale Kontakte ab. Diese Sportart zog eine bestimmte Art Mensch an, zu der Wallace eher passte als zu den meisten anderen in der großen städtischen Highschool. Seine Teamkameraden fanden ihn etwas seltsam, aber nicht unergründlich. Im ersten Highschooljahr wurden die Spieler von ihren Eltern zu Turnieren im ganzen Bundesstaat gefahren, aber bald machten die älteren

ihren Führerschein, und die Gruppe konnte allein überall hinfahren. Die Spieler klapperten die Turniere ab, übernachteten in Hotels, aßen in Hamburgerschuppen und schlugen die Zeit mit Minigolf tot. Einmal besuchten sie ein Konzert von Van Halen, ein anderes Mal zog die Truppe ohne Wallace los, als er mal wieder ewig unter der Dusche stand. In den Motels teilten sich je zwei Jungen ein Bett und machten »Lattenkontrolle«. Sie waren ein Team, niemand war immer nur dabei oder nur draußen, man teilte aus und steckte ein; wenn man nicht aufpasste, konnte einem schon mal jemand ins Bett pinkeln. Mit seinem bissigen Humor und seiner Energie steckte Wallace immer mittendrin, er war weder der Anführer noch ein Außenseiter. Diese Jungs, seine Kumpel aus Shampoo-Banana, wie Champaign-Urbana gern verballhornt wurde, blieben sein Leben lang seine Freunde und kamen noch an ihn heran, als er berühmt war, wie es wenige andere konnten. Bei Mädchen hatten seine Teamkameraden mehr Erfolg als Wallace, und er versuchte frustriert, die komplexe Anziehungskraft nach dem gleichen Prinzip zu berechnen wie die Flugbahn eines Tennisballs: »Woher weiß man, wann man sich mit einem Mädchen verabreden kann?« »Woher weiß man, wann man sie küssen darf?« Seine Teamkameraden sagten ihm, er solle nicht so viel nachdenken, er würde es einfach wissen.

Marihuana – die zweite große Entdeckung seiner Jugendzeit – half Wallace, sich weniger befangen zu fühlen und seine wachsende Angst einzudämmen. Ende der Siebziger war Gras im ganzen Mittleren Westen zu bekommen. Es war nicht richtig legal, wurde aber auch kaum versteckt und als Partydroge zum Bier konsumiert. Ein Freund erinnert sich, wie die Spieler auf dem Heimweg von einem Spiel in Danville hinten im Bus One-Hitter durchzogen und der Trainer vorne so tat, als würde er nichts merken. Das Gras machte sie auch empfänglicher für Schönheit – wenigstens glaubten sie das. Wenn sie high waren, hörten sie sich die damals aktuellen Kifferbands an:

Ich erinnere mich an KISS, REO Speedwagon, Cheap Trick, Styx, Jethro Tull, Rush, Deep Purple und natürlich an die guten alten Pink Floyd.

Diese Worte stammen von Chris Fogle, einem »Kaputtник« im *Bleichen König*, aber sie könnten genauso gut von Wallace selbst sein. Er kiffte gerne zu Hause, bevor er lernte. Seine Eltern tolerierten sein Verhalten. Trotzdem stellte sich Wallace lieber in einem der oberen Badezimmer auf einen Stuhl und blies den Rauch durch den Abluftventilator hinaus, um nicht aufzufallen. Vielleicht hatte er sich selbst vor Augen, als er im *Unendlichen Spaß* über Hal, ebenfalls ein Kiffer, schrieb, dass er »die Heimlichkeiterei ebenso schätzt wie das Kiffen«. Seine Schwester erinnert sich, dass sein Vater einmal von seiner Zeitung aufsaß und seinen Sohn, der gerade aus dem Haus gehen wollte, bat, im Auto kein Marihuana zu rauchen. Ein Mitschüler von der Highschool brachte ihn mit Acid in Kontakt, und er unternahm seinen ersten Trip, als seine Eltern an einem Wochenende verreist waren. Allerdings wurde ihm übel, und er verbrachte die nächsten vierundzwanzig Stunden im Bett. Danach erzählte er seiner Schwester, er habe gedacht, er würde sterben. Was funktionierte, war Gras, dadurch fand Wallace zu Gelassenheit und emotionaler Zurückgezogenheit. Gleichzeitig wusste er, dass Marihuana eigene Ängste hervorrufen konnte und er vielleicht in einer isolierten, klaustrophobischen Bewusstseinslage stranden würde. In solchen Momenten war nichts klar oder beständig, und die Gedanken drehten sich im Kreis, bis unangreifbare Wahrheiten – die Bedeutung von Wörtern, die Struktur der Wirklichkeit – infrage standen. In einem späteren Essay beschrieb er die Problematik beim Kiffen und erinnerte sich, wie man unter dem Einfluss der Droge

ChipsAhoy! isst und ganz gebannt auf eine Golfübertragung im Fernsehen starrt. [...] Den jugendlichen Kiffer springt der schreckliche Gedanke an, dass zum Beispiel die Farbe, die er als

Grün sieht, und das, was andere Menschen als »Farbe Grün« bezeichnen, vielleicht gar nicht das gleiche Farberleben meinen. [...] Dieser ganze Gedankengang wird so leidig und anstrengend, dass der j.K. am Ende vollgekrümelt und wie gelähmt in seinem Sessel hängt.

Schulisch gesehen erwischte Wallace einen guten Start in die Highschool. Die Aufgaben fielen ihm leicht, er hatte sämtliche Lektüren und Aufsätze schon wenige Wochen nach Unterrichtsbeginn erledigt, so blieb ihm Zeit zum Abhängen und Tennis spielen. Und jedes Jahr trat seine Intelligenz deutlicher zutage – einer Englischlehrerin blieb Wallace als der klügste Schüler in Erinnerung, den sie je hatte. Als Mitschüler von ihm abschreiben wollten, entwickelte er als Gegenmaßnahme seine eigene winzige Druckschrift, zumindest erzählte er das später. Irgendwann fragte er seinen Vater, worum es in der Philosophie ging. Jim Wallace gab seinem Sohn den *Phaidon* zu lesen, Platons Argumentation für ein Fortbestehen nach dem Tod. Wallace begriff den philosophischen Gedankengang des Dialogs auf Anhieb. Dabei erkannte sein Vater zum ersten Mal, wie brilliant sein Sohn war und dass sein Verstand schneller arbeitete als der Verstand »jedes Studenten, der je in meinen Seminaren saß«. Seiner Mutter wurde zu dieser Zeit bewusst, dass David einfach »alles aufsaugte«. Er war unter den Besten seines Jahrgangs. Außerdem gehörte er dem Debattierclub an und gewann einen Preis für den besten Schüleraufsatz.

Doch diese neuerlichen Erfolge standen auf tönernen Füßen. Innerlich wurde Wallace immer unglücklicher. Seine Kindheitsängste waren zurückgekehrt. Manchmal handelte er zwanghaft, er wollte oder konnte nichts unerforscht lassen, was Einfluss auf sein Leben hatte. Auf sein Umfeld wirkten solche Verhaltensweisen vor allem komisch, eher wie ein Tick als eine Krankheit. »Neurologisch gesehen bin ich sehr empfindsam veranlagt: ich vertrage weder Autofahrten noch Flüge noch Höhen; meine Schwester sagt immer, ich vertrage das Leben nicht«, schrieb er

später in einem Essay. Gegen Ende seiner Highschoolzeit waren seine Probleme allerdings kaum noch zu übersehen. Als die Familie am fünfzehnten Geburtstag seiner Schwester ausgehen wollte, weigerte er sich, das Haus zu verlassen. »Warum sollte ich das feiern?«, fragte er bissig. Die Familie war verduzt und schob es auf seine ständig schwelende Konkurrenz mit Amy, dabei litt er, wie ihnen erst Jahre später klar wurde, unter einem akuten Angstschub. Die Familie ging ohne ihn. Er redete davon, sein Zimmer schwarz zu streichen (im College gesellte sich zu den Tennisstars an seiner Pinnwand ein Zeitungsbild von Kafka mit der Schlagzeile: »Das Leben selbst war die Krankheit.«). Amy erinnert sich, dass er schon gegen Ende seines dritten Highschooljahres oft zu durcheinander war, um den Unterricht zu besuchen, und im letzten Jahr, kurz vor dem College, wuchs sich die Angst, die gleich unter der Oberfläche seines Lebens gelauert hatte, zu veritablen Panikanfällen aus. Er war nicht sicher, was sie auslöste, aber er merkte, dass sie bald zu einer Endlosschleife wurden, in der er Angst hatte, die anderen könnten seine Panik bemerken, was ihn nur noch panischer machte. Das war ein entscheidender Moment für Wallaces Psyche, den er nie vergaß – er erkannte die Gefahr eines zerrütteten Verstands, von Gedanken, die sich nur noch auf sich selbst bezogen. Nach diesen Erfahrungen fürchtete er sich sein Leben lang vor den Konsequenzen einer geistigen und schließlich emotionalen Isolation.

Um seine Angstschübe zu verbergen, lief Wallace mit seinem Tennisschläger und einem Handtuch durch die Schule. Es sollte so aussehen, als würde er schwitzen, weil er gerade vom Tennisplatz kam. Zwischendurch duschte er. Vor dem Unterricht befiel ihn oft Übelkeit. Er dachte, er sei vielleicht nur nervös. In einer Kultur und einer Umgebung, in der man mit psychischen Erkrankungen noch sehr verkrampft umging, versuchte er wohl, selbst eine Diagnose zu stellen (»anankastischer Denkwang, Hyperhidrose und parasympathische Erregungsschleifen des Nervensystems« gehören zu den Diagnosen, auf die der Phobiker David Cusk im *Bleichen König* kommt). Seine Mutter be-

schrieb später in einem Interview, seine Ängste seien ihr wie ein »schwarzes Loch mit Zähnen«³ vorgekommen, aber weder sie noch ihr Mann wussten, was sie dagegen tun konnten, außer ihren Sohn in der Schule zu entschuldigen, wenn es nötig war. Vielleicht hofften sie, das Problem würde sich verflüchtigen, wenn er das College besuchte. Offensichtlich machte Wallace körperliche Veränderungen durch – Depressionen treten häufig zum ersten Mal in der Pubertät auf –, aber vielleicht reagierte der junge Mann auch auf die Umgebung, in der er aufgewachsen war, auf die Weite und die unstrukturierte Welt der späten Siebziger im Mittleren Westen. Wenn er ausweichend oder ängstlich war, lag es vielleicht zum Teil daran, dass es ihm schwerfiel, die Regeln zu verstehen.

Obwohl sich Wallaces Krankheit gegen Ende seiner High-schoolzeit verschlimmerte, bekam es niemand so recht mit, schon gar nicht Wallace selbst. Er brachte Höchstleistungen und funktionierte äußerlich gesehen. In der Schule war er oft genug anwesend. Die Heftigkeit seiner Wutausbrüche fiel nie als eigenständiges Symptom auf. Im letzten Jahr an der Urbana High interessierte sich Wallace für eine Mitschülerin, Susan Perkins. Sie war mit einem anderen jungen Mann zusammen, mit Brian Spano, einem gemeinsamen Freund, aber als Wallace eines Abends eine Party gab, ging Spano früh nach Hause, und irgendetwas passierte zwischen Perkins und Wallace. Er schlug mit der Hand so fest gegen den Kühlschrank, dass er am nächsten Tag mit einem Gips in der Schule erschien.

Der Besuch einer angesehenen Privathochschule war einer der Punkte, in denen sich die Wallaces von einem Teil ihres Umfelds im Mittleren Westen unterschieden. Wallace erzählte seinen Freunden, er solle in die Fußstapfen seines Vaters treten und nach Amherst gehen, und erfand damit einen zusätzlichen Stressfaktor, der schwerlich noch fehlte. Dagegen erinnert sich Jim Wallace, dass er das Oberlin College für eine gute Wahl für seinen Sohn hielt und mit ihm Richtung Osten nach Ohio fuhr,

um sich zuerst diese Hochschule anzusehen. Wallace graute es vor Bewerbungsgesprächen. Das Leben selbst empfand er fast wie ein Schauspiel, und ein Spiel im Spiel war zu viel für ihn. Während des Vorstellungsgesprächs stieg in Wallace Panik auf. Später sollte er diesen Moment zu Hals Zusammenbruch in der Anfangsszene des *Unendlichen Spaßes* verarbeiten:

Mein Herz rumpelt wie ein Wäschetrockner mit Schuhen drin. Ich setze eine Miene auf, die als Lächeln verstanden werden will. Ich wende mich hierhin und dorthin, ganz leicht, um alle Anwesenden an dieser Miene teilhaben zu lassen. [...]

Seine Finger sehen aus, als paarten sie sich, während sich mein X-Vierer löst und ich die Stuhllehnen umklammere.

Nach dem Gespräch kehrte Wallace in sein Hotel zurück und übergab sich in den Eiskübel. Später im Herbst besuchte er die Alma Mater seines Vaters. Der langjährige Leiter der Zulassungskommission von Amherst führte das Vorstellungsgespräch selbst. Vielversprechende Kandidaten nahm er gern sofort auf – dadurch hielt er sein College im Vergleich zu Harvard und Yale konkurrenzfähig. Wallace hatte hervorragende Noten, spielte gut Tennis und hatte durch seinen Vater eine Verbindung zum College. Er war zugelassen, bevor er den Mund aufmachte. Zu Hause fragte er seine Eltern: »Wenn ich zustimme, muss ich mich nicht mehr bei anderen Colleges bewerben, richtig?« Jim Wallace sagte Ja. »Abgemacht!«, meinte Wallace.

In seinem letzten Sommer zu Hause gab er im fünften Jahr in Folge zusammen mit Maehr und Flygare Tennisunterricht. Ihm war nicht klar, was im letzten Jahr passiert war, vor allem hoffte er wohl, dass es sich nicht wiederholen und er seine Probleme zurücklassen würde, wenn er nach Osten ging. Er brannte darauf, zur größeren intellektuellen Welt zu gehören und zu beweisen, dass er seinem Vater im akademischen Bereich ebenbürtig war. Also packte er am Ende des Sommers seinen Lieb-

lingsbademantel und einen Anzug mit Krawatte für formelle Anlässe in seinen Koffer und machte sich auf den Weg nach Osten. In den letzten Tagen vor der Abreise streifte er durch die umliegenden Maisfelder, um Abschied zu nehmen.

Kapitel 2

»Der echte ›Waller‹«

In der Begrüßungsrede für den Abschlussjahrgang 1984 in der Johnson-Kapelle hielt der Rektor von Amherst die neuen Studenten an, Unwissen zu überwinden und einander mit Toleranz zu begegnen. Er schloss mit einem Gedicht von Emily Dickinson, deren Großvater zu den Gründern der Hochschule gehörte:

*Symptom der Zuneigung ist Sprache
Wie Schweigen –
Vollkommenste Verständigung
Hört keiner
Es gibt sie und im Innern
Wird sie bestätigt –
Seht, sprach einst der Apostel
Und sah nicht!*

Wallace wurde ein Zimmer zusammen mit Raj Desai und Dan Javit zugeteilt, zwei jungen Männern, die Ärzte werden wollten. Bei Desai hatte Wallace schon einen etwas sonderlichen Eindruck hinterlassen, als er seinem zukünftigen Mitbewohner im Sommer schrieb, er würde doch in der Nähe von Amherst wohnen und könnte »ein paar der größeren Sachen mitbringen – etwa den Kühlschrank«, erinnert sich Desai. Er hatte den Brief damit beendet, er würde sich auf »ein produktives und inspirierendes Jahr« freuen. Auch solche Förmlichkeiten, die Wallace gelegentlich in ungewohnten Situationen überkamen, ließen

den Sprung von der Highschool zum College für ihn trotz seiner Intelligenz zu einer Herausforderung werden.

Die drei jungen Männer teilten sich zwei zusammenhängende Zimmer in der Stearns Hall im zentral gelegenen Gebäudekarree. Das Wohnheim war überfüllt und nicht gerade massiv gebaut; man hatte es nach dem Zweiten Weltkrieg für die heimgekehrten Soldaten hochgezogen, die sich scharenweise einschrieben, und so konnte man seine Nachbarn durch die Wände hören.⁴ Die drei jungen Männer schliefen in einem Zimmer, Wallace in der oberen Etage eines Stockbetts (die er »Ritze« nannte), Javit in der unteren, Desai in einem Einzelbett auf der anderen Zimmerseite. Das zweite Zimmer war eigentlich zum Lernen gedacht, nur hatte Desai eine Vogelspinne mitgebracht. Die Spinne machte Wallace mit seiner Insektenphobie nervös. Sie entblößte die riesigen Beißklauen, als wollte sie sich durch das Glas auf ihn stürzen. Es dauerte nicht lange, und Wallace zog die Bibliothek vor.

Wallace war von Amherst wechselweise begeistert und völlig verschreckt, aber vor allem war er desorientiert. Er war mehr als anderthalbtausend Kilometer von zu Hause entfernt an einem schneien College mit fast ausschließlich männlichen Studenten. Die ersten Studentinnen dort hatten das College noch nicht ganz durchlaufen, und ein Viertel der Studenten hatte Väter, die wie James Wallace selbst Amherst besucht hatten. In eine solche Welt hatte Wallace bisher nur in den Verbindungshäusern an der University of Illinois hineinschnuppern können, in denen es so ganz anders zugeht als in seiner verstandesbetonten Familie. Meist mochte Wallace nicht, was er nicht kannte, weshalb er um diese Szene einen weiten Bogen schlug. (Später betitelte er das Amherst der Studenten mit Treuhandfonds als »Armrest«, als bequeme Stütze.) Gleichzeitig freute er sich – weil er von zu Hause fort war, weil er sich mit handverlesenen Gleichaltrigen unter Spitzendozenten bewegte, weil er das Gefühl hatte, hier den Erwartungen seiner Eltern gerecht zu werden. Er sah sich immer noch als normalen jungen Mann, als Tennisspieler und hervororra-

genden Schüler, und genau das wollte er in Amherst sein. Das College war bekannt für seine vielen Chöre, und Wallace erzählte seiner Familie, er sei dem Glee Club beigetreten, in dem auch Prinz Albert von Monaco Mitglied war.

Allerdings durchzogen auch Angst und die Furcht vor der Angst sein Verhalten, und obwohl er versuchte, den Collegeerfahrungen gegenüber offen zu sein, zog er sich aus Selbstschutz zurück. Am liebsten war es ihm, wenn alles vorhersehbar war, er seine Arbeit im Griff hatte und von vertrauten Menschen umgeben war. In der Stearns entwickelte er schnell einige Gewohnheiten. Jeden Tag stellte er seinen Wecker auf die gleiche Zeit, damit er morgens von seinem Etagenbett klettern, sich im Gemeinschaftsbad die Haare zurückkämmen und anschließend noch ein zehnminütiges Nickerchen machen konnte. Und jeden Tag trat er dabei zwei Mal auf die untere Matratze – erst beim Hinunterklettern, dann beim Hochklettern – und weckte dabei den schlafenden Javit.

Anfangs aßen er und seine Mitbewohner zusammen und brachten Zeit miteinander. Alle drei traten der zweiten Tennis Mannschaft bei, deren Training jedem Interessierten offenstand. Wallace brachte für Tennis keinen Ehrgeiz mehr auf – seinem alten Freund John Flygare erzählte er, die besten Spieler in Amherst seien einfach zu gut – und versuchte nie, in die erste Mannschaft zu kommen. Gegen normale Gegner schlug er sich allerdings immer noch beeindruckend. Desai und Javit bestaunten seine weiten Topspinschläge und die Wucht, die er aus seinem abgenutzten Tennisschläger herausholte. Davon abgesehen gab Wallace einen extrem höflichen, seltsam zögerlichen und dünnen Kommilitonen ab. Seine Akne, die ihn in der späteren Highschoolzeit befallen hatte, verschlimmerte sich schlagartig, und er behandelte sie mit einer Salbe, wofür jeder einzelne Pickel in seinem Gesicht ausgiebig und sorgsam untersucht werden musste. Hinter seinem Rücken wurde er manchmal »Hackfresse« genannt. Ohne etwas Genaues zu wissen, vermuteten seine Mitbewohner, dass er unter extremem Stress litt. Javit erinnert sich,

wie verblüfft er war, wenn Wallace, den er sonst als zurückhaltenden Kopfmenschen kannte, gelegentlich morgens ihr Zimmerfenster aufriss und »Ich liebe Amherst!« in den Innenhof schrie. Auf ihn und Desai wirkte Wallace einsam. Die beiden anderen Jungs bekamen Besuch von ihren Familien und hatten Freunde. Wallace wirkte, als hätte er beides nicht; seine Mutter hatte ihn am College abgesetzt und war gleich wieder verschwunden, und die Päckchen, die sie regelmäßig schickte, schienen seine Bedürfnisse, welche es auch waren, nicht zu befriedigen. Er fand auch keine Freunde, so wie Javit und Desai. (Beim gut aussehenden Desai, sollte Wallace später grummeln, standen die Mädchen Schlange, um seine Wäsche zu waschen.) Einmal nahmen die drei auf dem Campus alberne Fotos auf. Auf einem hält Wallace – glatter, schimmernder Pony, ein T-Shirt der Chicago White Sox über einem schwarzen Rolli – eine ausgestreckte Hand unter seinen leeren Briefkasten und sieht verletzt in die Kamera. Auch wenn Wallace zu Hause scheinbar nicht vermisst wurde, vermisste er sein Zuhause. Er träumte von den Feldern in Illinois und der Kleinstadt, in der er aufgewachsen war. Wie sich seine Familie erinnert, schrieb er, die Berge in Massachusetts seien »nett«, aber die Gegend sei nicht schön, »so wie Illinois«.

Mit der Zeit setzten sich Desai und Javit, die sich beide auf ihre Vorbereitungen zum Medizinstudium konzentrierten, von Wallace ab – er war ein freundlicher, aber verloren wirkender dritter Mitbewohner. Sie begriffen nicht recht, was in seinem Kopf vor sich ging, aber sie ahnten, dass es etwas anderes war als in ihren Köpfen. Wahrscheinlich war sich nicht einmal Wallace ganz sicher, was los war. Niemand hatte etwas über ihn herausgefunden, dass ihm unangenehm gewesen wäre, aber nur, weil sich offenbar niemand genug dafür interessierte. Er wusste, was er brauchte, womit es ihm besser gehen würde: hervorragende Noten. Es wäre ein gutes Gefühl, allen zu zeigen, was er konnte; seine Schüchternheit schloss Konkurrenzdenken nicht aus. Glatte Einsen, erklärte er später dem *Amherst Magazine*, waren für

ihn eine Möglichkeit, sich »vor den Menschen zu verstecken und zu versuchen, mir – durch ›Leistung‹ oder was auch immer – die Erlaubnis zu erarbeiten, in Amherst zu sein, dabei merkte ich in meiner Egozentrik gar nicht, dass ich die Erlaubnis mit der Aufnahme aufs College längst bekommen hatte«.

In der Highschool hatte Wallace gerne bekißt gelernt. Diese Gewohnheit nahm er in Amherst wieder auf, zusammen mit zwei jungen Männern, die auf dem gleichen Gang wohnten. An den meisten Tagen trafen sie sich spätnachmittags im Zimmer der beiden, um eine Dreiviertelstunde lang Bong zu rauchen und Musik zu hören, bevor sie in die Mensa gingen, sobald sie öffnete (sie nannten sich die »17.01-Uhr-Brigade«). Wallace beeilte sich beim Essen und trank Kaffee mit einem Teebeutel in der Tasse. Um Viertel vor sechs machte er sich auf den Weg in die Frost Library, wo er sechs Stunden lang lernte, bis sie schloss. Nach einer Weile fand er auf dem Campus Plätze zum Lernen, die durchgehend geöffnet hatten, etwa das Merrill Science Center oder die Webster Library mit ihren ausgestopften Eisbären und den Botanikbüchern.

In diesem ersten Semester vertiefte sich Wallace in Einführungsveranstaltungen zur Anglistik, Geschichte und Politikwissenschaft und belegte als Wahlfach Evolution und Revolution. Spätabends kehrte er mit seinen Büchern in die Stearns Hall zurück. Oft ging er danach noch in das Zimmer, in dem es Gras gab. Die jungen Männer plauderten ungezwungen. Die Drogen heiterten ihn auf, er wurde eher zum Wallace der Highschool, den in Amherst niemand kannte. Ein Mitglied der Gruppe erinnert sich, dass die drei Freunde öfter ein Quiz mit den Titelmelodien von Serien spielten. »Hazel?«, hieß es etwa. »Wie ging die noch mal?« Heißhungerattacken wurden mit den Freihofer-Keks aus Sally Wallaces Carepaketen gestillt. Danach schlurfte Wallace zurück zu seinem Zimmer und zog im Bademantel los, um sich die Zähne zu putzen oder noch mal zu duschen, bevor er sich für die Nacht in die »Ritze« zurückzog.

Vielen Kommilitonen ging irgendwann auf, dass Wallace nicht nur intelligent war, sondern erstaunlich intelligent, einer der klügsten Menschen, denen sie je begegnet waren. Ein Freund erinnert sich, dass er Wallace einmal in einem Seminar über englische Lyrik des zwanzigsten Jahrhunderts über die Schulter sah, nachdem der Dozent ihre Arbeiten über Philip Larkin zurückgegeben hatte, und auf Wallaces Arbeit las: »1+ – einer der besten Texte, die ich je gelesen habe.« Das Seminar zur Erkenntnistheorie beherrschte er regelrecht, er löcherte den Dozenten mit so vielen fortgeschrittenen Fragen, dass der Professor Wallace bitten musste, sie sich für seine Sprechstunde aufzuheben. »Er war nicht gerade beängstigend, aber er hat mir mehr abverlangt als jeder andere Student, den ich je hatte«, erinnert sich Willem DeVries.⁵ Für Desai, seinen Mitbewohner im ersten Studienjahr, kam der Moment der Erkenntnis eines Nachts im zweiten Semester gegen ein Uhr morgens, als Wallace, wahrscheinlich bekifft, in ihr Zimmer kam und ihn bat, ihm seine Arbeit über Heinrich V. auszuleihen. Vorher, erinnert sich Desai, hatte Wallace sich das Stück für das Shakespeare-Seminar, das beide belegt hatten, kurz angesehen. Jetzt blätterte er den Aufsatz seines Mitbewohners durch, legte ihn aus der Hand und schrieb in wenigen Stunden eine Arbeit, für die er eine Eins bekam. »Und ich habe mich für klüger gehalten«, dachte Desai damals. »In diesem Moment habe ich eine Ahnung davon bekommen, was er alles schaffen konnte.« So ging es in Amherst nicht nur ihm. Im ersten Semester bekam Wallace zwei weitere Einsen und eine Eins minus. Im zweiten Semester gewann er den Preis für den besten Notendurchschnitt im ersten Studienjahr. »Un veritable bijou«, schrieb sein Dozent, nachdem er seinen letzten Aufsatz für ein Gotikseminar gelesen hatte.

Solche Reaktionen machten Wallace glücklich – glücklicher, als es angebracht war, wie er später fand. Auch im Zwischenmenschlichen kam er mit der Zeit trotz seiner Schüchternheit besser zurecht und fand Freunde. Spät im ersten Semester lernte er Mark Costello kennen, ebenfalls Studienanfänger und ein klu-

ger, verschmitzter junger Mann, der wie Wallace in der Stearns Hall wohnte und jede wache Minute in der Bibliothek verbrachte. Beide hatten große öffentliche Highschools besucht und spürten deutlich den Unterschied zwischen ihrer Herkunft und der vieler anderer Studenten an einem College, das mehr Wert auf ein ausgewogenes Gesamtbild denn auf Brillanz legte. (Costello hatte für das Verzeichnis der Erstsemester kein Foto von sich, sondern vom Star der Leichtathletikmannschaft seiner Schule eingereicht.) Keiner von beiden wäre je zur Champagnerparty von Delta Kappa Epsilon oder der Strandparty von Psi Upsilon eingeladen worden, und beiden war das demonstrativ egal. Costello konnte mit seiner eigenen Geschichte über Übelkeit beim Vorstellungsgespräch aufwarten: Auf dem Weg zum Direktor der Zulassungskommission war ihm auf der Route 9 schlecht geworden. Wallace konterte, er habe sich auf dem Weg zu seinem Gespräch in Amherst in die Büsche neben dem Lord Jeff Inn übergeben (was vielleicht sogar stimmte). Allerdings gab es auch Unterschiede. Wallace rauchte Gras, Costello trank nicht einmal. Costello, der aus einer großen irisch-katholischen Familie stammte, überlegte, Priester zu werden; Wallace wollte unbedingt flachgelegt werden. Trotzdem entwickelte sich zwischen den beiden eine enge Freundschaft. Es dauerte nicht lange, bis Wallace ihm seine geheimen Lieblingsplätze zum Lernen verriet. Er fragte Costello, ob er sich im nächsten Jahr das Zimmer mit ihm teilen wolle, und sein neuer Freund willigte ein.

Als der Sommer begann, war Wallace erleichtert. Während der Highschool hatte er zu Hause noch Ängste entwickelt, jetzt hatte er paradoxerweise das Gefühl, er könne dort ausspannen. Dort stand er nicht mehr auf der Bühne, als die er das College empfand, und fühlte sich nicht mehr beobachtet. Die meisten seiner alten Freunde waren noch dort, auch Flygare und Maehr. Den Sommer verbrachte er damit, im sechsten Jahr im Blair Park Unterricht zu geben, zu lesen und sich zuzudröhnen. Einer seiner neuen Erstsemester-Freunde, Fred Brooke, der auch in der Stearns Hall wohnte und schreiben wollte, besuchte ihn einmal

zu Hause, und die beiden gingen spätabends in den Park, um Tennis zu spielen. Umschwirrt von Moskitos schlugen sie die Bälle hin und her und tranken in der Hitze von Illinois Bier.

Im zweiten Studienjahr wurde Wallace und Costello eines der schlechtesten Zimmer auf dem Campus zugewiesen, ein winziges Doppelzimmer neben dem Fernsehraum in der Moore Hall. Einmal pro Woche fuhr nachts um drei Uhr unter ihrem Fenster ein Laster vor, um den Müllcontainer der Mensa zu leeren. Trotzdem fühlte Wallace sich wohler als in seinem ersten Jahr. Er hatte seine gewohnten Abläufe und spürte zunehmend, dass er den Anforderungen gewachsen war. Er machte sich keine Sorgen mehr, er würde seine Eltern enttäuschen oder ihr Geld verschwenden. Costello an seiner Seite zu haben – einen anderen Menschen neben sich zu wissen, auf dessen Verhalten er sich verlassen konnte – war eine enorme Hilfe. Langsam kam ein glücklicherer Wallace zum Vorschein. Wenn er morgens zum Duschen loszog, trug er seinen ramponierten Bademantel von zu Hause – und machte sich dabei Sorgen, die Clearasilschlieren könnten wie Spermaflecken aussehen –, ein Kapuzenshirt von den Parkland College Cobras und Stiefel mit offenen Schnürsenkeln. »Dave, musst du so rumlaufen, kannst du nicht mal den Bademantel zumachen?«, fragte Costello ihn manchmal. »Meinst du, ich will aussehen wie ein Spinner?«, fragte Wallace dann zurück. Das Gurgeln und Zähneputzen dauerte eine Dreiviertelstunde, danach wurde seine Akne minutiös untersucht und behandelt. Zurück in seinem Zimmer, breitete er seine Handtücher zum Trocknen über Regale, Stuhllehnen und Bettpfosten. (Wallaces Angst vor Keimen war typisch für einen Phobiker. Sie war gleichzeitig echt und übertrieben und bemäntelt von einer selbstironischen Haltung, mit der er sein Leiden gleichzeitig betonte und verbarg.) Er holte seine Sammlung Kifferkassetten hervor: Pink Floyd, *Switched-On Bach*, REO Speedwagon, Frank Zappas »Don't Eat the Yellow Snow«. Im ersten Collegejahr hatte Wallace kaum oder gar nicht ferngesehen, aber mit dem Fern-

sehraum direkt neben seinem Zimmer konnte er seiner Neigung frönen, wenn der Raum ansonsten leer war. Er sah sich gern Wiederholungen von *Hawaii Fünf-Null* und donnerstagabends die neue Serie *Polizeirevier Hill Street* an. Seifenopern, die mit ihren übertriebenen Handlungen und überzeichneten Figuren ebenfalls zu seinen Lieblingsformaten gehörten, wären ihm allerdings zu peinlich gewesen. Überhaupt mochte er beim Fernsehen nicht gesehen werden, und wenn jemand im Zimmer war, ging er weiter. Aber das Fernsehen war eine geschätzte Gewohnheit, eine willkommene Fluchtmöglichkeit vor den permanenten Interaktionen, die das Leben in einem Wohnheim mit sich brachte.

An den meisten Nachmittagen trieb ihr Lerneifer Costello und Wallace um Viertel nach fünf an einen bestimmten Tisch in der Valentine Dining Hall. In Prüfungsphasen erhöhte Wallace die Teebeutel dosis in seiner Kaffeetasse von einem auf zwei. Er stürzte das koffeinlastige Gebräu hinunter und zog weiter in die Bibliothek. (Sonntags wartete er schon nach dem Frühstück auf der Treppe vor dem Gebäude, bis der Bibliothekar aufsperrte.) Wenn die Bibliothek schloss, spannten er und Costello bei einem Glas Scotch aus. »Ich glaube, heute ist ein Zwei-Gläser-Abend«, meinte Wallace manchmal. Er unternahm mehrere Anläufe, das Marihuana aufzugeben, weil es seinen Lungen schadete. Und er ließ sich ein wenig von Costellos Begeisterung für Politische Geschichte anstecken. Über die Lokalpolitik in Illinois wusste er schon dieses und jenes, er kannte Big Jim Thompson und die Stevenson-Dynastie, der auch der zweifache Präsidentschaftskandidat Adlai Stevenson entstammte. Jetzt fasste er den Plan, bei seinem Kongressabgeordneten Ed Madigan Praktikant zu werden. Zusammen mit Costello, Nat Larson, einem weiteren Freund, und Corey Washington, fünfzehn und Student im ersten Jahr, trat er dem Debattierclub des Colleges bei. Vor Menschen zu reden machte Wallace Angst – er sprach quäkig und fing an zu stottern, wenn er nervös wurde –, trotzdem schloss er sich an, weil es sich bei einer Bewerbung fürs Jurastudium auf seinem

Lebenslauf gut machen würde. Sie fuhren die Ostküste rauf und runter zu Wettbewerben. Seinem Teamkollegen Chris Coons ist Wallace als brillant und witzig während seiner Auftritte in Erinnerung geblieben, mit »der schlechtesten Art vorzutragen, die ich je gehört habe – nuschelnd und verlegen und ohne die Richter oder Zuschauer anzusehen«. Im Gegenzug verspottete Wallace ihn als den »Coonsgah« und unterhielt seine Freunde damit, den zukünftigen Senator von Delaware nachzuäffen.

Auch im dritten Semester heimste Wallace nur Bestnoten ein. In der Einführung in die Philosophie bekam er eine Eins plus, in Englisch, dem Spezialgebiet seiner Mutter, eine glatte Eins. Freunden erzählte er, er wolle beide Eltern zufriedenstellen.

Anfang Januar kehrte Wallace ans College zurück. Als er fuhr, war er voller Hoffnung gewesen und hatte das Gefühl gehabt, allmählich glücklich zu werden, aber nach seiner Rückkehr erzählte er Costello, Weihnachten sei »schlimm« gewesen. Konkreter wollte er nicht werden. Mit den Scherzen, merkte sein Mitbewohner, war es vorbei. Er wirkte teilnahmslos und gab auch keine Imitationen mehr zum Besten. Es überraschte Costello, er hatte nicht gewusst, dass Wallaces Herumkaspern und Impopiergehabe nicht unbedingt eine Fassade, aber doch nicht sein wahres Ich waren. Wallace war selbst überrascht. Seine Ängste waren ihm vertraut, vielleicht hatte er sie schon mit einer Depression in Zusammenhang gebracht, aber jetzt befielen ihn die wiederkehrenden Probleme der Highschoolzeit viel stärker als zuvor; es war, als hätte jemand in ihm einen Schalter umgelegt. Er war verzweifelt und dachte an Suizid. Ein paar Wochen hielt er durch und versuchte mit aller Kraft, wieder er selbst zu werden. Irgendwann bemerkte William Kennick, ein Philosophieprofessor und früherer Mentor von Wallaces Vater, was los war – er kannte Depressionen von seiner eigenen Familie –, und brachte Wallace zu einem Therapeuten. Wenig später kam Cos-

tello in ihr gemeinsames Zimmer, wo sein Mitbewohner zusammengesunken mit seinem grauen Koffer zwischen den Beinen wartete. Wallace trug eine Mütze der Chicago Bears und einen hellbraunen Parka. »Ich muss nach Hause«, erklärte er Costello. »Was ist los?«, fragte Costello. »Ich weiß es nicht. Mit mir stimmt etwas nicht«, antwortete Wallace. Er entschuldigte sich immer wieder und sagte, er mache sich Sorgen, das College würde Costello einen scheußlichen neuen Mitbewohner zuteilen, wenn er selbst fort war. »Ich lasse dich im Stich«, sagte er seinem Mitbewohner. Costello fand es seltsam, dass Wallace sich so auf ihn konzentrierte. War nicht Wallace derjenige, dem es schlecht ging? Schweigend begleitete er seinen Mitbewohner zum Bus nach Springfield, der Wallace zum Flughafen bringen würde.

Wallaces Eltern nahmen ihren Sohn auf und gaben ihm sein altes Zimmer im ersten Stock. Nach seinem schwierigen letzten Highschooljahr konnte dieser Ausgang keine große Überraschung für sie sein, jedenfalls sagten sie nichts. Mit suizidalen Depressionen hatten sie schon Erfahrung: Sallys Schwester und ihr Onkel hatten sich das Leben genommen. Die Familie ließ Wallace kommen und gehen, wie er wollte. »Wir bedrängten ihn nicht«, sagt seine Mutter. »Wir dachten, wenn er darüber reden will, wird er schon darüber reden.« Tatsächlich vertraute er sich seiner Schwester Amy an, die ihm früher vor allem lästig gewesen war. Er erzählte ihr, wie beängstigend und unangenehm er die Welt fand und dass nichts mehr eine Bedeutung zu haben schien. Er fragte sich, wer er wirklich war – der Vorzeigestudent aus Amherst oder der junge Mann, der nie allein zurechtkommen würde? –, und seine Schwester machte sich insgeheim die gleichen Sorgen. Doch mit der Zeit trat Besserung ein, und im Frühling fand er eine Stelle als Schulbusfahrer. Es tat gut, wieder im Mittleren Westen zu sein und die tröstlich ebene Prärie zu sehen. Aber als die Kinder ihm pampig kamen, warf er den Job hin, ließ den Bus einfach stehen und lief nach Hause. Voll halb ernster, halb gespielter Entrüstung schrieb er Costello, es sei

doch erschütternd, dass Urbana jemanden, der bekanntermaßen geisteskrank war, ein Fahrzeug voller Kinder steuern ließ. Weil er nicht gerne telefonierte, baute er stattdessen einen regen Briefkontakt zu Costello auf, der Wallaces Probleme so weiter miterlebte.

Daneben schrieb er Geschichten. In der Highschool hatte Wallace gelegentlich komische Texte verfasst, aber mit dem Wechsel nach Amherst war sein Interesse daran erloschen.⁶ Wie Wallace es später beschrieb, galten fiktionale Texte auf dem Campus als Gebiet von »geckenhaften Schöngeistern«, die »mit Baskenmützen auf dem Kopf herumstolzieren und sich das Kinn reiben«. Sie waren sensibel, und seine eigene Sensibilität wollte Wallace nicht herauskehren. Die Art von Verstand, die er bei Schriftstellern für nötig hielt, empfand er als beängstigend. Aber allein zu Hause versuchte er es noch einmal. Er arbeitete an einer Geschichte mit dem Titel »The Clang Birds«, so Costello, in der ein erfundener Vogel immer kleinere Kreise flog, bis er in seinem eigenen Hintern verschwand. In der Erzählung leitete Gott eine existenzialistische Gameshow, deren Kandidaten unmögliche oder paradoxe Fragen beantworten sollten. Gott gab den Buzzer nicht aus der Hand, und niemand konnte aus dem Spiel aussteigen. Er versuchte sich auch an subtileren Texten, etwa an einem Prosagedicht über die Maisfelder von Illinois, das er Costello schickte, und einer Geschichte über ein hübsches Mädchen, das von seinem betrunkenen Freund bei einem Autounfall getötet wird. Vielleicht gab es daneben auch größere Projekte – seine Zielsetzung war jedenfalls ehrgeizig. Costello erinnert sich an einen Brief von Wallace, er wolle Prosa schreiben, die man »noch in 100 Jahren« lesen würde. Er war beeindruckt – er hatte nicht mal geahnt, dass sein Mitbewohner Literatur schreiben wollte oder konnte.⁷

In der Ehe von Wallaces Eltern kriselte es schon seit geraumer Zeit. Im Frühsommer sprach Sally Wallace mit ihrer Tochter über die Probleme und kündigte an, sie wolle ausziehen. Sie bat

Amy, es David beizubringen. Ihren Sohn traf es schwer. Er weigerte sich, sie in ihrem neuen Zuhause zu besuchen. Amy merkte, dass ihr Bruder »sich verraten fühlte. Er glaubte fest, dass in einer Familie alle die Wahrheit sagen und sich entsprechend benehmen sollten.« Jahre später sollte er einer Freundin schreiben, in dieser Situation habe ihn am meisten getroffen, dass seine Mutter »mir die Wirklichkeit nicht zutraute, aus Angst, sie würde mich verletzen.« Damals konnten diese Ereignisse Wallaces Genesung allerdings nicht ausbremsen. Bei ihm standen Ereignis und Krise nicht immer in direktem Zusammenhang. Vielleicht dämpfte es den Schlag ein wenig, dass er sich im Laufe des Sommers öfter mit Susie Perkins traf. Perkins studierte jetzt Psychologie an der Indiana University. Sie gingen eine Beziehung ein. Wallace fühlte sich stark zu ihr hingezogen, er suchte jemanden, der ihn umsorgte und seine Mutter ersetzte. Costello erinnerte ihr Verhalten seinem Freund gegenüber an ein Mädchen, das sich um einen verletzten Vogel kümmerte.

Im Herbst 1982 kehrte Wallace nach Amherst zurück. Die Situation war ihm unglaublich peinlich: Die Legende vom talentierten Studenten war dahin. Er erzählte auch nicht, was passiert war – von seinen engen Freunden kannte nur Costello die Wahrheit. Die beiden jungen Männer hatten beschlossen, wieder zusammenzuziehen und Nat Larson mit ins Boot zu holen. Kurz vor Semesterbeginn fuhren sie zu einem Campingausflug nach Maine und Nova Scotia. »Wir stopften uns an Buffets mit frischen Meeresfrüchten voll und lagen am Strand«, erinnert sich Fred Brooke, der sie begleitete. Wallace fühlte sich unter Männern oft am wohlsten, aber gleichzeitig störten ihn die Insekten so, dass er im Auto schlief. Die anderen amüsierten sich über das Klatschen, das nachts zu hören war, aber auf Costello, der ihn am besten kannte, wirkte Wallaces Verhalten genauso beängstigend wie lustig. Er wusste, dass Wallace das volle Programm an Phobien durchlief, wenn er gestresst oder labil war.

Bei der Zimmerverlosung fiel den dreien eine Bleibe in der Stone Hall zu, einem der »geselligen« Wohnheime, wie sie genannt wurden. In diesen Häusern gingen die Zimmer von einem Gemeinschaftsraum ab und waren deutlich netter als die Zimmer in der Stearns Hall oder der Moore. Wallaces Freunden fiel auf, dass er jetzt anders aussah. Statt der Cordhosen und T-Shirts der White Sox und der Bears, die im Mittleren Westen typisch waren, trug er abgetragene T-Shirts aus dem Secondhandladen und rissige Shorts, oft zusammen mit seiner geliebten Kapuzenjacke. Er mochte aufgeschnürte Timberlands und doppelte Socken. Der neue Kleidungsstil zeigte eine innere Veränderung an. Er distanzierte sich allmählich von der Kultur des Mittleren Westens, die ihn geprägt hatte, in der man radikal, aber auf keinen Fall unhöflich sein konnte. Mit seinem »Schmuddellook«, wie es hieß, deutete er schon leise an, dass er nicht mehr der nette Collegejunge von nebenan werden wollte. Auch seine unausgegorenen Pläne, in die Politik zu gehen, waren gestorben. »Kein Mensch wählt jemanden, der in der Klappe gesessen hat«, erklärte er Costello und erinnerte ihn an Thomas Eagleton – der Senator und Amherst-Absolvent hatte 1972 seine Kandidatur als Vizepräsident zurückziehen müssen, nachdem seine Elektrokrampftherapie gegen Depressionen bekannt geworden war.

Nach seiner Rückkehr ging Wallace bei seinen Kursen keine Risiken ein. In seinem ersten Semester nach der Auszeit schrieb er sich für Logik, christliche Ethik und antike und mittelalterliche Philosophie bei Kennick ein. Als einziges nichtphilosophisches Fach belegte er Französisch, das er für einen Abschluss in diesem Bereich brauchte. In allen vier Kursen bekam er Bestnoten, wobei ihm das Logikseminar besondere Freude machte. Laut Kursbeschreibung sollten »der kategorische, hypothetische, adjunktive und disjunktive Syllogismus« ebenso behandelt werden wie die »Konzepte der Widerspruchsfreiheit, Vollständigkeit und Entscheidbarkeit«. In der Logik lag man entweder falsch oder richtig, und die Hürden vor einer richtigen Lösung – Träg-

heit, gedankliche Nachlässigkeit – konnte Wallace mit seiner enormen Konzentration immer überwinden. Später sprach er von dem »besonderen Kribbeln«, das er bei analytischer Logik verspürte, und dass man »nach einer halben Kladde wirrer Ansätze bei der traumhaft einfachen Lösung eines Problems« fast schon ein »Klick« hörte. Im Handumdrehen wurde aus ihm ein »eingefleischter Syntaxfanboy«, wie er sich selbst beschrieb.

Wallaces Vater hielt von diesem Bereich nicht viel, er wandte ein, Logiker würden wichtige Fragen – nach freiem Willen, nach Schönheit – durch formale Diskussionen über die Sprache hinter diesen Fragen ersetzen, aber Wallaces Verstand kam bei dieser Art von Arbeit auf Touren. Sie ersetzte die Mehrdeutigkeit des echten Lebens durch Klarheit. Und wie er später in einem Interview erzählte, hatte diese äußerst abstrakte Philosophie für Wallace den Vorteil, dass er auf dem Gebiet seines Vaters arbeiten und ihm gleichzeitig die »obligatorische lange Nase drehen« konnte. (Man könnte es auch so interpretieren, dass er immer noch beiden Eltern gefallen wollte – immerhin ist die Grammatik auch ein logisches System.)

An Kennicks antiker und mittelalterlicher Philosophie fand Wallace aus anderem Grund Gefallen. Vor etwa dreißig Jahren hatte sein Vater den gleichen Kurs belegt, und sosehr er dem Schatten seines Vaters entfliehen wollte, suchte er auch seinen Schutz. Kennicks Einführung in sein Lieblingsgebiet bestand aus drei Teilen, der erste behandelte die Antike. Alle zwei Wochen verlangte Kennick eine Hausarbeit. Die Studenten sollten sich dem Material unbeleckt nähern und nur mit eigener Forschung und Gedanken arbeiten, ohne Sekundärquellen hinzuzuziehen. »Ich möchte, dass Sie Texte schreiben und nicht nur Wörter verarbeiten«, erklärte Kennick. Wallace erfüllte diesen strengen Zeitplan mit seiner eigenen Routine. Er schrieb eine erste Fassung, die er zweimal von Hand überarbeitete, dann folgten zwei weitere Überarbeitungen im Adlersuchsystem auf seiner Smith-Corona.

Als maximale Länge hatte Kennick fünf Seiten vorgegeben, weil er fand, dass es das Denken anrege, sich kurz zu fassen. Wallace konnte unter dem Bann seiner galoppierenden Gedanken keine so kurzen Arbeiten schreiben. Bei einem der Aufsätze ließ Kennick ihn die Wörter zählen und merkte, dass Wallace fünfhundert auf eine Seite gequetscht hatte, fast doppelt so viele wie üblich. Trotzdem gab er Wallace in seinem Seminar eine Eins plus. Und Wallace sonnte sich in Kennicks Zuneigung.

Wallace mochte Komödien, es war ihm schon als Kind leichtgefallen, komische Texte zu schreiben. Also holten er und Costello in diesem Semester die campuseigene Satirezeitschrift *Sabrina* aus der Versenkung. In einem Büro im Keller der Frost Library stellten sie jährlich mehrere Ausgaben zusammen, die sich an der *Harvard Lampoon* orientierten. Ihr Hauptquartier diente gleichzeitig als lockerer Treffpunkt zum Tratschen und Aufstellen von Thesen, wie eine Verlängerung ihres Tisches in der Valentine Dining Hall. Die Atmosphäre war gebührend unreif. Ein Redaktionsmitglied erinnert sich an eine lange Diskussion darüber, ob Frauen furzten, und dass Wallace darauf beharrte, sie würden es nicht tun. Die Zeitschrift war oft genauso kindisch, doch konnte Wallace auf diesen Seiten seine Leidenschaft für Parodie, Nachahmung und Farce ausleben. In der *Sabrina* führte er unter der Überschrift »Fragen Sie Bill« einen Kummerkasten und forderte die Leser auf, ihre Fragen bei Professor Kennick einzureichen. Bertrand Russell meldete sich mit dem Geständnis, er sei in Alfred North Whitehead verknallt, und fragte, was er tun solle. »Wenn sich eine Beziehung über die Prämisse absichern muss, der monistische Atomismus besitze auch nur einen Funken Bedeutung für die nachaufklärerische Auffassung phänomenologischer Realität, lohnt es nicht, für sie zu kämpfen«, antwortete der *Sabrina*-Kennick streng. Die meisten Geschichten waren Gemeinschaftsprojekte, aber Wallace ließ seine Kindheitsbegeisterung für die Detektivgeschichten der Hardy Boys wieder aufleben und schrieb allein »Die Sabrina-Brüder und der Fall des gehängten Hamsters«:

Plötzlich tauchte unter Knattern und Fehlzündungen ein unheilvolles zweimotoriges Flugzeug auf. Es verlor an Geschwindigkeit und trudelte auf den Berg zu. Genau in Richtung der Sabrina-Brüder!

Zum Glück hörte das Flugzeug im letzten Moment auf, zu existieren.

»Meine Güte«, rief Joe, »nur gut, dass wir Figuren in einem völlig unglaublichen Kinderbuch sind, sonst wäre es um uns geschehen!«⁸

Durch die Zeitschrift wurden Wallace und Costello bis zum Frühjahrssemester ziemlich bekannt auf dem Campus. Ihr Tisch in der Valentine zog eine kleine, aber eifrige Anhängerschar an. Bei Wallaces Freundschaften in Urbana hatten Spitznamen als feste Größe dazugehört, und jetzt konnte er sie wieder voll auskosten. Hier war er »der Daver« und »der Waller«. Costello war »Marcus Aurelius« wegen seines Vornamens, seines Philosophengestus' und der Denkerstirn; Nat Larson war nach »Lederstrumpf« Natty Bumpo der »Bumpster«. Corey Washington, Wallaces Freund aus dem Debattierclub, wurde »Apple« oder »der Reaktor« genannt, in Anlehnung an den Kernreaktor. Später stieß Washingtons Mitbewohner Miller Maley dazu, ein Wunderkind, das als jüngster Student seit Jahrzehnten mit zwölf Jahren nach Amherst gekommen war. Immer noch unsicher nach seinem eigenen wackligen Einstieg in die Pubertät, hatte Wallace die jüngeren Washington und Maley gern in der Nähe. Außerdem war Washington Afroamerikaner, eine deutliche Minderheit am College, was den Verweigererstatus am Tisch inmitten der plumpvertraulichen Atmosphäre von Amherst noch unterstrich. In ihrer sonst verwaisten Ecke der Mensa pendelten die Gespräche der Gruppe zwischen persönlichem und sexuellem Frust, intellektuellem Enthusiasmus und Fachsimpeleien. Laut Washington drehten sie sich immer wieder um die Themen »Wittgenstein, der New Deal, Cantor, Tagespolitik, Mathematische Logik, Descartes, scharfe Mädchen, Kant usw.«. Sie sprachen

chen über Seminare, erfundene oder erhoffte Freundinnen und Wochenendpartys an der University of Massachusetts oder dem Mount Holyoke College, das Amy Wallace jetzt besuchte.

Costello und Wallace bildeten zusammen die Doppelspitze der Truppe. Costello brachte Autorität, Ernsthaftigkeit und ein unerschöpfliches Interesse für den New Deal mit, Wallace hatte Inbrunst und verfügte über einen Verstand, der schneller zu surren schien, als er sprechen konnte, dazu war er witzig, machte geistreiche Kommentare und unterhielt seine Freunde mit Parodien. In diesem Semester hatte er ein Wirtschaftsseminar belegt. Wollte jemand sehen, wie Friedrich Hayek von einem Mädchen aus Wilton, Connecticut angemacht wird? Er konnte seine Großeltern nachahmen, seine Nachbarn in Urbana oder Costello (wenn er nicht mit am Tisch saß). Trotzdem merkte jeder, dass er seinen Mitbewohner mochte. Man sah die beiden selten ohne einander. Auf den jungen Washington wirkte ihre Beziehung »wie eine Ehe«.

Seine neugewonnene Beliebtheit hielt Wallace nicht davon ab, sich noch intensiver aufs Lernen zu stürzen. John Drew, der ebenfalls zu seinem Kreis gehörte, erinnert sich an ein unerschwelliges Konkurrenzgehabe, ein »ständiges Punkte zählen und Beäugen, wer der Klügste ist«. Im Frühling besuchte Wallace Kennicks zweites Einführungsseminar über frühneuzeitliche Philosophie. Dieser Kurs begann mit Hobbes und arbeitete sich über Locke, Berkeley und Hume zu Kant vor. Wallace war begeistert davon, wie Kennick den deutschen Idealisten Kant ankündigte (und ahmte ihn liebend gern nach): »Schnallen Sie sich an. Es geht aufwärts!« Daneben belegte er wieder Französisch, Metaphysik und Wirtschaftswissenschaften. In letzterem Fach musste Wallace sich anstrengen. Er war zwar gut in der Theorie, aber nicht im Rechnen. Doch weil sein Notendurchschnitt auf dem Spiel stand, arbeitete er unablässig für dieses Fach und gewann sogar einen Preis für die beste Studentenarbeit. Costello besuchte das gleiche Seminar, und für ihn kam hier der Moment, in dem er erkannte, wie begabt sein Mitbewohner war. Wallace

bekam in diesem Semester, im Frühjahr 1983, in jedem Fach eine Eins plus, sein Notenschnitt war perfekt. Die Depression von Anfang 1982 lag hinter ihm und war beinahe vergessen, vielleicht sogar von ihm selbst. Wenn er gefragt wurde, warum er das College verlassen hatte, antwortete er nicht oder erzählte ausweichend, ein Freund sei gestorben und er habe Zeit gebraucht, um darüber hinwegzukommen.

Im Mai fuhr Wallace nach Hause. Er schrieb sich an der University of Illinois für Sommerkurse in Logik und Analysis ein und wollte während der gesamten Semesterferien lernen. Aber diese Entscheidung bereute er bald. Er schrieb Washington, er könne sich nicht konzentrieren, während »es nach Blumen duftet und die Vögel singen und durch das Klassenfenster das Zischen von eisgekühlten Old-Milwaukee-Dosen dringt. Irgendwann stand ich auf und sagte ›Nein‹. Genau so.« Tatsächlich war der Grund vielleicht Susie Perkins – Wallace erzählte Freunden, zwischen ihnen würde es ernster werden. Er brach Analysis ab und beschied sich mit einem weiteren Logikseminar, was ihm ohnehin eher lag als Mathematik – in Mathe hörte er das »Klick« nicht.

Sein Zuhause hatte sich verändert. Sein Vater hatte das Jahr allein verbracht und zur Gesellschaft das Radio laufen lassen. Doch nichts konnte Wallaces Überschwang bremsen. Er war auf einem Höhenflug und der klügste Student in Amherst, und das machte ihn übermütig. Er fühlte sich endlich anerkannt und bestätigt. Anfang des Sommers warnte er Washington, der am Teilchenbeschleuniger der Stanford University arbeiten wollte, er müsse sich daran gewöhnen, »mit stumpfsinnigen, uninteressanten Menschen zu tun zu haben, sogar mit ihnen zu leben«. Dieser brüderliche Ratschlag zeigt, wie sehr Wallaces Selbstbewusstsein nach seinem Zusammenbruch zurückgekehrt war.

Obwohl Wallaces Eltern getrennt lebten, hatten sie ihre Ehe noch nicht aufgegeben und besuchten nach wie vor einen Therapeuten. Jetzt wollten sie die ganze Familie einbinden. Wallace und Amy ließen sich widerwillig darauf ein. Um der Familiendynamik der Wallaces auf den Grund zu gehen, bat der Thera-

peut Amy, ihre Familienmitglieder so aufzustellen, wie sie selbst sie wahrnahm. Amy weigerte sich und zeichnete stattdessen ineinandergreifende Zahnräder an die Tafel.

Nach dem Experiment war Wallace genauso verärgert darüber wie vorher: »Und die Paartherapie wuchs sich zur Familientherapie und was weiß ich nicht alles aus«, sollte er später im *Besen im System* schreiben. Dass Amy für den Therapeuten aufmalen sollte, wie sie ihre Familie sah, arbeitete er in dem Roman zu einer Szene um, in der sich die Familie von Lenores Schwester im ritualisierten Bemühen, ihre Gefühle zu zeigen, Masken aufsetzt und dafür von einem auf Laserdisc aufgezeichneten Publikum Applaus erntet. Vielleicht war Wallace wütend, weil die Therapie die offizielle Trennung nicht verhindern konnte. Wenig später teilten Jim und Sally den Kindern mit, sie würden sich scheiden lassen. Aber einen Monat später kehrte ihre Mutter in das Haus zurück, das sie ein Jahr lang nicht betreten hatte. Die Kinder fragten nicht, was passiert war, und die Eltern erzählten es nicht von sich aus, erinnert sich Amy.

Im Laufe des Sommers veränderte sich auch Wallaces Haltung zur Literatur. Er hatte schon immer Romane gemocht und gelesen, er fand sie fesselnd und entspannend und saugte die Informationen auf, die sie enthielten. Alles in den Regalen seiner Eltern hatte er verschlungen, von *Fanny Hill* und der Sammlung Untergrundpornohefte *The Pearl* aus dem neunzehnten Jahrhundert, die in der Highschoolzeit mit seine erste Wahl zum Masturbieren war, wie er einmal einem Therapeuten erzählte, über beliebte Krimiautoren wie Ed McBain und John D. MacDonald bis zu literarischen Autoren wie Updike und Kafka. Freunde und Verwandte wollten ihm oft Bücher vorschlagen, die beide Interessengebiete seiner Eltern vereinten. Darunter fielen vor allem die bekannten populärphilosophischen Titel, die damals Dauerbrenner waren, etwa *Zen und die Kunst, ein Motorrad zu warten*, was Wallaces Mutter ihm, wie er Washington in diesem Sommer schrieb, »praktisch in den Hintern rammte«.⁹ Aber um solche Lektüre ging es ihm nicht. Was zum ersten Mal seinen Jackpot

knackte, wie er es später ausdrückte, war »Der Ballon« von Donald Barthelme. Barthelme erzählte keine gradlinigen Geschichten. Er versuchte, die Oberfläche der Erzählung aufzubrechen, damit das Gerüst, das die Illusion trug, durchschien. Wie andere Postmodernisten wollte er den Leser die Konventionen der Scharade nicht vergessen lassen, sondern sie ihm deutlich machen. Ein wirklich befriedigter Leser war sich immer bewusst, dass er nur eine Geschichte las.

»Der Ballon« ist typisch für Barthelme. In der Geschichte erscheint über Manhattan ein riesiger Ballon. Während er über der Stadt hängt, nähern sich ihm verschiedene Figuren und stellen Überlegungen über ihn an, jede aus ihrem eigenen Blickwinkel. Kinder springen zum Spaß auf dem Ballon herum, während Erwachsene schimpfen, er sei sinnlos, oder erzählen, wie sie sich fühlen, wenn sie den Ballon ansehen. Die Polizei sorgt sich, er könne die öffentliche Ordnung stören. Am Ende enthüllt der Erzähler den Ballon als ein Produkt seiner Fantasie, das er nur aufgeblasen hat, weil er sich einsam fühlte. Einen solchen Text wusste ein selbst ernannter »eingefleischter Syntaxfanboy« wie Wallace zu schätzen. Er legte das Innere der Literatur frei, so wie Logik das Innere der Sprache freilegte. Jahre später erzählte Wallace in einem Interview, durch Barthelme habe er zum ersten Mal bei Literatur das »Klick« gehört. Er fügte hinzu, Barthelmes Art zu schreiben spreche ihn viel mehr an als die Romane, die er in der Highschool gern gelesen hatte und die sich damit begnügten, eine Geschichte zu erzählen. »Updikes Romane sind schön«, erklärte Wallace, »aber es macht nicht Klick.«

Bald fiel ihm ein weiteres postmodernes Buch in die Hände – Thomas Pynchons *Versteigerung von No. 49*. Charlie McLagan, ein Kommilitone, hatte ihn im Semester zuvor auf Pynchon gebracht. McLagan war ein Jahr unter Wallace und anders als der Rest der Gruppe. Er stammte aus einer wohlhabenden Familie, die in einem Vorort von Chicago lebte und dem örtlichen Countryclub angehörte. In Amherst blieb er für sich, er bewohnte im abgelegenen Tyler House ein Einzelzimmer mit Madrasmustern

an den Wänden, das er »den Uterus« nannte. Seine beiden Katzen hatte er Verbrechen und Strafe getauft. McLagan las breit gestreut, bevorzugte eine fantasievolle Lektüre und ließ jeden wissen, dass er mit seiner Freundin schlief. Wenn Wallace und Costello ihn in seinem Wohnzimmer besuchten, tranken die drei Gin Tonic, aßen Nutter-Butter-Kekse und hörten U2. (Wallace war begeistert, als er herausfand, dass sein Mitbewohner wie der Bandgitarrist The Edge aussah.) Wenn Wallace ihn allein besuchte, ging es mehr zur Sache: Obwohl Wallace aufhören wollte, Gras zu rauchen, kifften er und McLagan. »Gottverdammter Charlie und sein verdammter Drogenzauber«, schrieb er Washington in diesem Sommer. Manchmal warfen die beiden Acid ein, aber Wallace merkte, dass ihm Pilze lieber waren. »Nimm weder LSD noch Koks, das ist beides gefährlich und teuer, in dieser Reihenfolge«, riet Wallace Washington, aber »Pilze sind witzig und du wirst albern und hältst dich für klüger, als du bist [...], was eine Weile Spaß macht.« Bei ihren Trips hörten Wallace und McLagan sich immer wieder auf McLagans teurer Stereoanlage »The Big Ship« von Brian Eno an. Für McLagan klang der Song nach Geburt, Wallace hörte die Erde zur Zeit der Dinosaurier heraus.

Eines Tages war McLagan Wallace und Costello über den Weg gelaufen, als sie gerade über *Hundert Jahre Einsamkeit* diskutierten, und hatte ihnen seine Ausgabe von *No. 49* zugeworfen, die beide prompt lasen. Der Roman erzählt die Geschichte von Oedipa Maas, einer jungen Frau, die eine jahrhundertealte Verschwörung um eine geheime Postgesellschaft namens Tristero aufdecken will. Auf ihrer Reise durch Kalifornien begegnet Maas Menschen, die Puzzlestücke zur Lösung des Rätsels beisteuern – die komplette Handlung könnte aber auch halluziniert sein oder der Schwindel eines Exfreundes, darüber bleibt der Leser im Unklaren. Was Wallace an dem Buch ansprang, war die Vorstellung, ein Leben in Amerika sei ein Leben in einer verwirrenden Welt, in der Bedeutung gebrochen und verzerrt wurde, vor allem von den Medien, die jede Geste vereinnahmten und

umgestalten. Wie eine der Figuren sagt, während sie Richtung Fernseher deutet: »Das Zeug verfolgt einen bis in die Träume, wissen Sie. Verdammte Maschine.«

No. 49 war ein wendiger und ironischer Metakommentar, der enormen Eindruck bei Wallace hinterließ (so enormen, dass Wallace unwohl bei dem Gedanken war, was er Pynchon verdankte, und er später in einem Brief an einen seiner Lektoren log, er habe das Buch nie gelesen). Wallace mit Pynchon, erinnert sich Costello, war wie »Bob Dylan, der Woody Guthrie entdeckt«. Ein postmoderner Autor räumte den Platz für den nächsten. Barthelme war hermetisch, Pynchon ausufernd. Anders als Barthelme versuchte Pynchon, die Gewaltigkeit Amerikas zu erfassen. Und er zeigte, dass der Ton und die Sichtweisen der Massenkultur – No. 49 gewinnt seine Energie aus Popsongs, Fernsehserien und Krimis – in Romanen neben ernstesten Themen auftreten konnten. Jedenfalls war das Buch witzig, und wie man witzig sein konnte, wusste Wallace schon. Der ironische Ton war eine gezieltere Version dessen, was er und Costello in der *Sabrina* veröffentlicht hatten.

Seit Anfang 1982 hatte Wallace nicht mehr unter Depressionen gelitten, aber jetzt, zwanzig Monate später, bekam das schwarze Loch mit Zähnen ihn wieder zu fassen. Gegen Ende eines sonst schönen Sommers bekam er akute Angstattacken, vielleicht, weil ihn nach seinem perfekten Semester im Sommer der Eindruck befiel, er hätte einen toten Punkt erreicht. Im vergangenen Jahr hatte noch ein Klick das andere übertönt. Später erklärte er in Interviews seinen Zusammenbruch – nicht ganz überzeugend – damit, ihm sei schlagartig klar geworden, dass er nicht Logiker werden wollte, und er habe »mit zwanzig eine Art Midlife-Crisis erlitten, was wahrscheinlich kein gutes Omen für meine Lebensdauer ist«. Dieses Fach erschien ihm plötzlich leblos und pedantisch, und sein erstaunlicher Notendurchschnitt war nicht mehr als eine Flucht, ein Zeichen seiner Angst, sich mit echten Menschen statt mit trockenen Gleichungen zu be-

schäftigen. »Das obsessive Lernen, das mich zum Leben erweckt hat«, erklärte er später in einem Interview, »hat mich gleichzeitig nicht leben lassen.« Woher seine Schübe auch kamen, sie wurden noch schlimmer, als ein Psychiater zur Linderung der Angstzustände Tofranil verschrieb, ein trizyklisches Antidepressivum.

Wallace hasste das Medikament, weil es ihn apathisch machte. Er bereitete sich gerade auf den dritten Teil von Kennicks Seminar über die Geschichte der Philosophie vor, aber wenn er Wittgensteins – in seinen Worten »Onkel Ludwigs« – *Philosophische Untersuchungen* lesen wollte, konnte er sich nicht konzentrieren. Dabei interessierte sich Wallace sehr für Wittgenstein. Sein Vater hatte bei einem Schüler des österreichischen Philosophen studiert, und Kennick ebenso. Zuerst versuchte Wallace, die Nebenwirkungen zu ignorieren. Er spielte Tennis, ging ins Fitnessstudio, schwamm »ein klitzekleines bisschen«, »gammelte herum«, wie er Washington schrieb, ohne anfangs seine Krise zu erwähnen. Dabei warf ihn noch mehr aus der Bahn, dass Wittgenstein zu sagen schien, was er selbst noch dachte und Pynchon schon schrieb: dass Erfahrung einem Spiel glich und dass alle Menschen für immer kategorisch voneinander getrennt waren. Noch voller Hoffnung kehrte er zu seinen Kommilitonen zurück, glitt aber in immer tieferes Leiden ab.

Im Herbst erwartete ihn am College eine unangenehme Wohnsituation. Er hatte sich mit Costello, für den das letzte Studienjahr begonnen hatte, einer größeren Gruppe angeschlossen, in der sich etwa acht Studenten zwei Wohneinheiten teilten. Unter so vielen jungen Männern gelang es Wallace nicht, sich wohlzufühlen. Zu der Gruppe gehörten auch ein paar versnobte Privatschüler, die Wallace prinzipiell gegen den Strich gingen (den Kontakt zu einem seiner Kifferfreunde aus dem ersten Collegejahr hatte Wallace abgebrochen, als sein Freund einer Studentenverbindung beitrug). Wallace verlor das ohnehin wacklige Gleichgewicht und zog sich zunehmend zurück. Am Esstisch in der Valentine Hall hockte er stumm zwischen seinen schwatzenden Freunden. Wenn sie drängelten, er solle jemanden nachahmen,

reagierte er nicht. Ebenso wie Costello im Jahr zuvor lernten sie ihren Freund von einer anderen Seite kennen.

Wallace dachte insgeheim wieder daran, sich zu verletzen. McLagan ging ihm durch den Kopf. In den gemeinsamen Stunden im »Uterus« hatte Wallace mit McLagan auch über Selbstmord gesprochen. Sie hatten Musik gehört und über Ian Curtis von Joy Division geredet, der sich mit dreiundzwanzig Jahren erhängt hatte. McLagan hatte während der Highschoolzeit selbst mit einer Flasche Champagner in der Hand auf einer Überführung gestanden und überlegt, sich auf den Illinois Tollway zu stürzen. Er fand, Selbstmord könne möglicherweise der passende – vielleicht sogar notwendige – Abgang eines sensiblen Künstlers aus der brutalen Welt sein. Wallace war sich da nicht so sicher, obwohl er schon tiefere Verzweiflung erlebt hatte, als es sich seine Freunde vorstellen konnten. Selbsttötung erschien ihm eher als Flucht denn als Lösung. Er kannte Depressionen zu gut, um in ihnen etwas Glanzvolles zu sehen. Er suchte nach Möglichkeiten, sich zu verletzen, beschloss aber schließlich, wieder eine Auszeit zu nehmen und sich einen Psychiater zu suchen.

Beim zweiten Mal war es für Wallace noch beschämender, das College zu verlassen. Im zweiten Studienjahr hatte ihn niemand gekannt, niemand hatte sich dafür interessiert, ob er kam oder ging. Aber im Herbst 1983 gehörte er zu den besten Studenten des Colleges. Gerade erst hatte er ein Stipendium als vielversprechendster Philosophiestudent bekommen, das er zurückzahlen musste. Mit leichten Abwandlungen wiederholte sich die Szene aus dem zweiten Jahr. Costello fuhr Wallace zum Bradley Airport in der Nähe von Hartford, damit er nach Hause fliegen konnte. (Das Auto, ein AMC Pacer, tauchte später zusammen mit dem Gremlin von Wallaces Mutter im *Bleichen König* auf.) Beim ersten Mal anderthalb Jahre zuvor hatte Wallace noch mit den Tränen gekämpft, dieses Mal zeigte er kaum eine Gefühlsregung. Er erzählte Costello immer wieder, er habe gedacht, er hätte eine Strategie, aber jetzt sei ihm klar, dass er sich etwas

vorgemacht hatte. Auf den letzten dreißig Kilometern schwieg er, und er erlaubte Costello nicht, den Wagen abzustellen und ihn zum Gate zu bringen.

Seinen anderen Freunden hatte Wallace nicht erzählt, dass er ging. Es fiel ihm nicht leicht, sich anderen anzuvertrauen, aber bei Corey Washington hatte er mittlerweile das Gefühl, er könnte ihm gegenüber offen sein. Deshalb erklärte er sein Weggehen in einem Brief, als er gerade zu Hause war: »Ich war in Amherst sehr kurz davor, etwas Dummes und Unwiderrufliches zu tun, aber aus Vernunft oder Feigheit, je nachdem, ob man es wie meine Eltern oder wie Charlie M[cLagan] sieht, will ich mich bemühen, dass es mir besser geht, damit ich existieren kann.« Er fügte hinzu, er sei jetzt in den Händen eines Arztes, dem er vertraue. Zum Teil spielte er diese Enthüllung seinem Freund gegenüber herunter: »Zu den scheußlichen Symptomen einer schweren Depression gehört es, dass es unmöglich ist, etwas zu tun oder nichts zu tun; als Anhänger von Jumping Joes [ihr Logikdozent] Berühmtem Ausgeschlossenem Dritten kannst du sicher nachvollziehen, dass diese Situation unhaltbar ist.« Ernsthafter schrieb er Washington, der Psychiater, dem Wallace den Spitznamen »Dr. Tetemaigrir« (eine französische Anspielung auf den englischen »shrink«, den Seelenklempner) verpasst hatte, habe einiges »wirklich Fundierte und Nicht-fruchtlose« über Depressionen zu sagen. Der Arzt setzte das Tofranil ab und verschrieb wahrscheinlich ein anderes Antidepressivum. Allmählich begriff Wallace etwas, das ihm entweder noch niemand gesagt hatte oder für das er erst jetzt aufnahmefähig war: Er litt unter einer psychischen Störung, die ihn sein Leben lang begleiten würde. Er konnte sie nicht einfach ignorieren. Obwohl er die Sorge seiner Familie teilte, dass sich, wie Amy es ausdrückte, »seine Aussichten auf ein eigenständiges Leben als Erwachsener so ziemlich in Luft auflösen«, setzte bei Wallace ein Heilungsprozess ein, der »schwärende, eitrige Ulcus durum im Zentrum meines Hirns« ging zurück, wie er Washington schrieb. Er entschuldigte sich für die Fassade, die er aufgebaut hatte, und fügte in einem ande-

ren Brief hinzu: »Jetzt siehst Du, wenn auch indirekt, den echten ›Waller‹ vor Dir: undefinierbar fehlerhafte Ware mit einem leichten Transportschaden.«

Selbst während seiner Depression und der Behandlung las Wallace ausgiebig. *Die Enden der Parabel* von Pynchon, erzählte er McLagan, schaffte er an acht Abenden. Er schrieb auch, konzentrierter als je zuvor. Seine Arbeit hatte eine neue Ebene erreicht. Nachdem seine Hoffnung dahin war, er könne sich in der Präzision der logischen Philosophie verlieren, hatte er vielleicht das Gefühl, es bliebe ihm nichts anderes übrig. Er konnte sich nirgendwo mehr verstecken. Jedenfalls brachte er jetzt Texte zustande, zu denen er vorher nicht in der Lage gewesen wäre. Darunter etwa »Der Planet Trillaphon im Verhältnis zur Üblen Sache«, die Geschichte eines jungen Mannes, der wegen psychiatrischer Probleme das College verlässt. Zwar ist sie nicht streng autobiografisch, aber das »Ich« des Autors und das des Erzählers weisen so große Parallelen auf wie nie wieder in Wallaces fiktionalen Texten; das Entsetzen darüber, psychisch krank zu sein, ist noch frisch. Zum ersten Mal deutete sich Wallaces Stil an, etwas zu sagen und sofort einzuschränken, nur um es anschließend einen Tick nachdrücklicher und einfallsreicher zu wiederholen. Für große Teile der Geschichte griff Wallace auf seine Erinnerungen seiner jüngsten traumatischen Zusammenbrüche zurück. Auch sein namenloser Erzähler leidet unter der »Üblen Sache« – seiner Bezeichnung für Depression. Wegen »eines echt absolut lächerlichen Vorfalls, bei dem Elektrogeräte in der Badewanne eine Rolle spielten und über den ich wirklich nicht viel sagen möchte« – er hat versucht, sich das Leben zu nehmen – befindet er sich am Anfang der Geschichte in einer Psychiatrie. Auf der Station lässt ihm Dr. Kablumbus die Wahl zwischen einer Elektrokrampftherapie und einer Behandlung mit Antidepressiva. Der Erzähler entscheidet sich für die zweite Möglichkeit, aber durch das Medikament – Tofranil – wird er müde und antriebslos, genau wie Wallace im Sommer zuvor. Trotzdem versichert uns der Erzähler – so ernst wie Wallace in seiner ers-

ten Zeit in Amherst –, dass die Behandlung gar nicht so schlimm ist. »Sie sind eigentlich ganz okay«, behauptet er über die Antidepressiva, »aber so, wie es okay wäre, auf einem anderen Planeten zu leben, wo es warm und gemütlich ist und Essen und frisches Wasser gibt: Es wäre okay, aber es wäre natürlich nicht die gute alte Erde.«

Doch möglicherweise naht Rettung in Gestalt einer Patientin. Auf der Station lernt der Erzähler May Aculpa kennen, eine junge Frau, die Wallace wahrscheinlich aus der Geschichte übernommen hat, die er Costello ein Jahr zuvor gezeigt hatte. May Aculpa und der Erzähler unterhalten sich und flirten, aber als zwischen ihnen gerade eine Beziehung entstehen will, wird die hübsche junge depressive Frau entlassen, nur um wenig später bei einem Autounfall zu sterben. »Ich wollte gestern Mays Eltern anrufen«, berichtet der Erzähler zum Schluss, »um zu sagen, dass es mir unendlich leidtue«, aber er erreicht nur ihren Auftragsdienst.¹⁰

Die Geschichte »Planet Trillaphon«, die Wallace nach seiner Rückkehr ans College in der *Amherst Review* veröffentlichen sollte, war eher thematisch als stilistisch kreativ. Aufbau und Tempo entsprechen gut geschriebener Studentenprosa; Wallace dekonstruierte noch immer fertige Geschichte, um herauszufinden, was sie zusammenhielt. Jahre später prahlte er in einem Interview mit David Lipsky, er habe im College die Begabung besessen, »eine seltsame Art Fälscher zu sein. Ich kann klingen wie beinahe jeder andere.« Hier durchforstete er Pynchon nach Namen und J. D. Salinger nach dem richtigen Ton, aber Salingers gespielte Naivität wirkt wie durch eine Gogol'sche Linse vergrößert, wenn Wallace seinen abendlichen Kampf mit der Akne als surreale Erfahrung beschreibt:

Es war total schräg, aber vor drei Jahren litt ich in meinem letzten Jahr an der Highschool zunehmend an etwas, das ich im Nachhinein wohl Halluzinationen nennen muss. Ich glaubte, in meinem Gesicht würde neben der Nase eine riesige Wunde

in der Wange klaffen, eine große, tiefe Fleischwunde [...] Kurz vor dem Schulabschluss [...] wurde es richtig schlimm, wenn ich da die Hand vom Gesicht nahm, sah ich Blut an den Fingerspitzen und Gewebespuren und Schmadder, und ich konnte das Blut sogar riechen [...]. Und als meine Eltern eines Abends mal ausgegangen waren, habe ich Nadel und Faden genommen und versucht die Wunde zu nähen.

Hier tritt sein literarisches Gespür klar hervor. In seiner Prosa ist nichts unwichtig oder überflüssig. Sie vermittelt das Gefühl, das Bewusstsein würde uns täuschen und quälen, uns helfen, eine Mauer zu errichten, hinter der wir uns vor unserem eigenen Ich verstecken können, aber gleichzeitig würde die beglückende Macht der Worte die Verzweiflung der Geschichte lindern, die Hoffnung auf Rettung durch Liebe wecken – ein zarter Ansatz, der schnell weggewischt wird und viele Jahre lang nicht mehr in Wallaces Texten auftauchen wird.¹¹

Das Neue und Besondere an »Trillaphon« ist allerdings, mit welcher Genauigkeit der Erzähler eine schwere Depression beschreibt, wie gebannt er einen Geisteszustand veranschaulicht, den er uns eindrücklich begreiflich machen will. Diesen Text kann man schwerlich für eine durchschnittliche Studentengeschichte über Depression halten, die der Erzähler abtut als »einfach eine total intensive Traurigkeit so wie das Gefühl, wenn einem der Hund stirbt [...] und nach ein paar Tagen ist es ganz weg«. Eine echte Depression, betont der Erzähler, ist etwas anderes:

Ich würde sie damit vergleichen, dass mir total schlecht ist, richtig sterbenselend. Ich versuche mal, das zu erklären. Stell dir vor, dir ist hundeübel. [...] Jetzt stell dir vor, dass deinem ganzen Körper übel ist. [...] Stell dir vor, jeder Zelle, jeder einzelnen Zelle deines Körpers wäre genauso übel wie dir vom Magen her. Und nicht nur deinen eigenen Zellen, auch den E. coli und Laktobazillen, den Mitochondrien, den Basalkörpern, allen ist

übel und sie brodeln und brennen wie Maden in deinem Hals, deinem Hirn, in jeder Ecke, überall, in allem. Allen ist einfach hundeübel. Jetzt stell dir vor, dass jedem einzelnen Atom in jeder einzelnen Zelle deines Körpers so übel ist, unerträglich schlecht. Und jedem Proton und Neutron in jedem Atom [...] aufgequollen, pochend, verfärbt, voll Übelkeit und ohne eine Chance, jemals alles zu erbrechen, um das Gefühl loszuwerden. Jedem Elektron ist schlecht, es trudelt unkontrolliert durch sein Juxhausorbital, wo dicke gelbe und violette Giftgase durcheinanderwabern, alles unwichtig und schwummrig.

Doch für den Erzähler ist nicht einmal damit das niederdrückende Gefühl einer Depression beschrieben. »Du selbst bist die Üble Sache«, schließt er und greift damit die Schlagzeile auf, die Kafkas Bild auf Wallaces Pinnwand begleitete (»Das Leben selbst war die Krankheit«);

Das ist alles [...]. Du selbst bist die Krankheit. [...] Hier wird dir das alles klar. Und wenn du redegewandt bist, ist das wohl der Moment, [...] wo du in das schwarze Loch blickst und es dein Gesicht trägt. Wo die Üble Sache dich völlig auffrisst, besser gesagt, wo du dich selbst auffrisst. Wo du dich umbringst. Dieses ganze Gerede über Leute, die sich umbringen, wenn sie eine »akute Depression« haben; wir sagen: »Heilige Scheiße, wir müssen sie irgendwie davon abhalten, sich umzubringen!« Das ist falsch. Denn weißt du was? Diese Menschen *haben* sich schon umgebracht, den Teil, der zählt. [...] Wenn sie »Selbstmord begehen«, schaffen sie nur noch Ordnung.¹²

Wallace schickte Washington ein kurzes Gedicht, um seine Rückkehr zum zweiten Semester des Studienjahres 1983–84 anzukündigen:

*Rosen sind rot,
Veilchen sind blau,*

*Mir geht es gut,
Dir, hoffe ich, nicht mau.
Wittgenstein
War 'ne warme Schwester,
Ich komme nach Amherst
Zum neuen Semester.*

Charlie McLagan, der vom Haus seiner Eltern in einem Vorort von Chicago aufgebrochen war, holte Wallace mit dem Familienkombi auf der Fahrt nach Osten in Urbana ab. Während sie über die Interstate brausten, hörten sie Joy Division und Brian Eno. McLagan nahm in diesem Jahr eine Auszeit, und Wallace verbrachte eine Woche bei ihm und seinem Mitbewohner in Boston. Auf McLagan wirkte Wallace verändert – zerbrechlich, zögerlich, ständig entschuldigte er sich, ob er den Fernseher zu laut stellte oder die Seife in der Dusche aufbrauchte (er wusch sich die Haare mit Seife, weil er nicht das Shampoo seines Freundes verschwenden wollte). McLagans Mitbewohner witzelte, es würde nicht mehr viel fehlen, bis Wallace sich dafür entschuldigte, dass er Sauerstoff verbrauchte. Silvester besuchten die drei eine Nacktbar in der Combat Zone, dem Rotlichtviertel von Boston. Als Wallace sagte, er finde es deprimierend, meinte McLagan, er sei zu weich. »Das ist das echte Leben«, verkündete er.

Im neuen Semester zeigte Wallace, dass er sich jetzt ernsthaft für Literatur interessierte. Er glaubte, um besser schreiben zu können, müsse er es studieren, genau wie Philosophie. Also belegte er in den nächsten beiden Semestern Kurse über den amerikanischen Roman und moderne britische Lyrik. Im ersten Kurs hatte es ihm vor allem der schwerfällige naturalistische Roman *Gier nach Gold* von Frank Norris angetan, im zweiten das kryptische *Wüste Land* von T. S. Eliot. Er besuchte ein Seminar über literarische Methoden und Theorien und war begeistert von Jacques Derridas Essays »Die zweifache Séance« und »Platons Pharmazie«. Norris' Buch zeigte, wie viel Raum Bizarres in Ro-